

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A. O.
Berlin S. 14 - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Röntgenstraße 16
Fernsprecher S. 21. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostgesetzungsliste
Schriftsätze ohne Freimarkschlag werden nicht zurückerstattet

Die Ford Motor Company

F. K. Mit der General Motors Corporation ist die Ford Motor Company, der andere amerikanische Industrieriese, in Deutschland erschienen, um ebenfalls von hier aus das europäische Geschäft gründlicher zu betreiben. Zu diesem Zwecke hat die erste die Opelwerke in Rüsselsheim erworben, die andere errichtet sich eine ganz neue Fabrik in Köln am Rhein. Hier sitzt sie im Vorgelände des bedeutendsten europäischen Industriebezirks und hat Kohle und Eisen sozusagen vor der Tür liegen, zudem liegt sie an dem größten deutschen Wasserweg, von wo aus die Frachtverbindung mit der Außenwelt vorzüglich ist. Man wird geneigt sein zu fragen, wie sich die beiden großen Rivalen in der neuen Umgebung, auf fremdem Boden zueinander stellen werden. Hierüber sind vorberhand nur Vermutungen möglich. Das alte, das amerikanische Verhältnis der beiden, im großen ganzen leidlich, wurde wesentlich begünstigt von seiner Umwelt, von der gewaltigen Ausdehnung des Absatzgebietes mit der kaufkräftigen Masse, woraus für beide guter Absatz und ansehnlicher Gewinn entsprang; die neue Umwelt aber, Europa, ist enger, eng für zwei solcher Polypen, und ärmer an zahlungsfähiger Kundenschaft, überdies ist diese in allerhand Hinsicht, Vaterländer genannt, geschwächt. Daß die neue ungünstigere Umwelt auf das Verhältnis der zwei Wettbewerber abfärben wird, läßt sich wohl denken. In welcher Weise und Stärke, werden wir ja bald sehen.

Der Ford-Gesellschaft geht der Ruf voraus, das erfolgreichste Industrieunternehmen der Neuzeit zu sein, und seine Herzen verführen über Willen und Tatkraft genug, diesen Ruf auch in Europa zu erhalten. Daß der Ruf wohl begründet ist, lehrt ein Blick in ihre Finanzgeschichte. Man nimmt da mit Verwunderung wahr, wie nachhaltig dieses Unternehmen Denken und Leben einer vielmillionenköpfigen Masse gewendet und gemodelt hat, und noch mehr muß man sich wundern, wie beispiellos prächtig sich diese Modelung auf der Haben-Seite des Ford'schen Kontobuches auswirkte.

Im Gegensatz zur General Motors Co., die aus der Vereinigung schon vorhandener Fabriken gebildet wurde, hat sich die Ford Company ganz aus sich heraus entwickelt. Daß ein einzelner Mann, Henry Ford, ihre Keime legte, und wie fabelhaft mächtig die Keime in kurzen Jahrzehnten himmelwärts geschossen sind, das ist schon unzählige Male dargelegt worden. Es möge daher genügen, zu sagen, daß die Ford Motor Co. im Jahre 1903 von zwölf Mann dargestellt wurde. Der Fabrikgründer, Ford, und sein Partner Malcomson hatten jeder von dem Tausend Aktien 255 Stück zu je 100 Dollar. Die andern zehn teilten sich zu ungleichen Teilen in den Rest. Die zwölf Aktionäre konnten mit Weh und Ach 28 000 Dollar aufstreifen. Mehr Geld ist nie von außen in das Geschäft gesteckt worden. Die Fabrik mit einem Kapital von 28 000 Dollar wuchs im Verlaufe von einem guten Vierteljahrhundert zu dem Riesenergebnis heran, das heute unter Brüdern eine Milliarde Dollar wert sein mag. Die Milliarde haben die 28 000 Dollar Anfangskapital geheckt. Alle Geschäftserweiterungen sind aus dem Gewinn bezahlt worden, der auf 750 Millionen Dollar geschätzt wird, wozu noch die 175 Millionen Dollar Dividenden kommen, die den Aktionären in bar gezahlt wurden.

Saut Abkommen mußte jeder Aktionär seine Anteile erst den Partnern anbieten, ehe dies öffentlich geschah. Ford erwarb nach und nach die Anteile der andern, im Jahre 1919 die letzten. Jeden der elf Teile hat die geschäftliche Verbindung mit dem Automobilgeschäft Fords zum vielfachen Millionär gemacht. Es erhielten beispielsweise

Aktionäre	für die Einlage im Jahre 1903	im Jahre 1919
James Greig Erben	10500 \$	28 350 000 \$
Horace Dodge	5000	12 500 000
John Dodge	5000	12 500 000
John Anderson	5000	12 500 000
Horace Mahim	5000	12 500 000
James Couzens	10000	29 307 000

Zu diesen Summen, die die Aktionäre erhielten, sind noch die Dividenden zu zählen, die gleichfalls, wie oben schon erwähnt, viele Millionen betragen.

So goldig nun auch das Automobilgeschäft für die Fordgesellschaft in ihrem ersten Jahrzehnt war, der Goldstrom begann nach und nach zu fließen nach 1919, als Ford Alleinbesitzer war. Das Unternehmen breitete sich nun noch schneller aus. Bis zum Jahre 1921 erzeugte es ganz allein sechs Zehntel aller Personwagen in Amerika; der Gipfel wurde das folgende Jahr mit 2 Millionen Wagen erreicht. Der Überschuß schwankt in den sechs Jahren von 1923 bis 1927 zwischen 100,4 und 42,7 Millionen Dollar; die letzte Summe bezieht sich auf 1927, also auf das Jahr, wo Ford wegen der Umstellung des Produktionsapparates für ein neues Modell die eigentliche Produktion fast vollständig stillstellen hatte.

Die Ford-Gesellschaft stellt heute nicht mehr bloß Kraftwagen her. Sie münzt auch Gold aus Flugzeugen, Holzkohlenbriketts, Zement und drei Tausend sonstigen Nebenprodukten. Um die Rohstoffe ohne Zwischenstellen zu erhalten, hat die Gesellschaft Holzwälder, Kohlen- und Erzküppen, Steinhügel, Schiffe, Eisenbahnen und sogar Gummipflanzungen in Brasilien erworben. Zu ihrem 25-jährigen Jubiläum konnte die Ford-Gesellschaft berichten, ihre Belegschaft sei in dieser Zeit von 311 auf 200 000 Köpfe angewachsen, aus der einen kleinen Fabrik seien 36 über den ganzen Erdball zerstreute Werke geworden, die Erzeugung von 1708 auf 2 Millionen Wagen im Jahre gelieferten. Und jede der im Jahre 1903 eingezeichneten 10 000 Dollar hatte sich bis zum Ende von 1926 zu der schier unfaßbaren Summe von 275 Millionen Dollar vermehrt.

In der Automobilindustrie der Vereinigten Staaten sind die organisierten Leute verhältnismäßig dünn gesät. Vor drei Jahren beschloß der Amerikanische Gewerkschaftsbund einen tatkräftigen Anlauf zur Organisierung der Automobilarbeiter. Es haben alle beteiligten Gewerkschaften mitgeholfen und mit Geld wie Kräfte ist wahrhaftig nicht geizig worden. Der Erfolg ist jedoch ausgeblieben, wie schon ein kurzer Blick in die Mitgliederbewegung des Maschinenbauerverbandes lehrt. Auf die Hauptgründe des für europäische Gewerkschafter schier unbegreiflichen Mißerfolges kann jetzt nicht eingegangen werden. Immerhin sei angedeutet, daß dies bis zu einem gewissen Grade dem wohlthätigen Feudalismus, wovon die letzte Woche hier schon die Rede war, zuzuschreiben ist. Durch allerhand Wohlthaten, gepaart mit Rücksichtslosigkeit — belte gehen ja in der ganzen kapitalistischen Welt Hand in Hand — werden die Arbeiter der Gewerkschaft ferngehalten. Bei Ford jedoch soll solche Wohlthaten nicht geübt werden, bei ihm „gebe es weder Patriarchalismus noch Bürokratie noch Bettlerwirtschaft“.

Dochstüßlich darf man diese Versicherung natürlich nicht nehmen, denn die Ford-Gesellschaft sucht im Klammern ihren Arbeiter. In früherer Zeit sind sicherlich auch auf dem Ford'schen Werkboden werkgemeinschaftliche Sumpfpflanzen gekeimt und gepflegt worden. So wurden beispielsweise alte Arbeiter mit Dienstmedaillen belohnt, Gewinnbeteiligung, Prämien, Klubs, Unterhaltungen und Langzeiterwerbungen eingeführt. Alle diese Maßnahmen zur Beralberung der Arbeiter scheinen indes nicht nennenswert angeschlagen zu haben. Das bestätigen verschiedene Forscher, die in Fords Betrieben als Arbeiter tätig gewesen sind. Der Geschäftsleitung selbst muß der Mißerfolg aufgefallen sein. Die Arbeiter haben die Einrichtungen benutzt

oder auch nicht, ohne sich in ihrer Meinung über die soziale Bestimmung des Unternehmens sonderlich betreten zu lassen. Sie wissen aus vielfältiger Erfahrung, daß sie kurzerhand auf die Straße fliegen, wenn mal die Bestellungen nachlassen, und daß sie rücksichtslos behandelt werden, wenn sie irgendwie gegen den Stachel zu liden sich bemessen sollten. Die Furchen, die die Unternehmerrust in die Arbeiterseelen schlägt, sind mit wohlthätigeren Rinkenlöchern eben nicht so leicht zu verwischen.

Diese Tatsache hat schließlich auch die Ford-Gesellschaft beherzigt. Im Jahre 1921 fiel der Rest der Rinkenlöcher, die Prämien. Heute ist nichts mehr vorhanden als eine soziale Verteilung, die unter gewissen Bedingungen Geldarbeiten vermittelt und auf Wunsch Eheberatung gibt, Fälle von Krankheit, Not und unentgeltlicher Abwesenheit prüft. Außerdem bestehen noch die Fabrikläden, wo die Arbeiter Lebensmittel, Schuhe, Drogen usw. zu niedrigeren Preisen als in andern Läden Detroit's bekommen. Schließlich ist Arbeitern die Möglichkeit gegeben, Ersparnisse in unübertragbare Wertpapiere der Gesellschaft anzulegen, aber nur bis zu dem Betrage, der einem Jahreslohn entspricht. Es beteiligen sich daran nicht viele Arbeiter. Ford selbst liegt offenbar nicht mehr viel daran; er läßt diese Einrichtung wohl mehr als Reklame oder Gesundheitswahrungsmittel, denn als seelisches Bindemittel fortbestehen. Es gibt weder eine Altersversicherung noch eine Unterstützungskasse, und vor allem gibt es keine Betriebsvertretung. Wer sollte sie schaffen? Die Arbeiter sind ja nicht organisiert! Ihr Verhältnis zu Ford, ihrem Unternehmer, wird eben im wesentlichen bestimmt durch ihr Nichtorganisiertsein. Und die fabelhaften Gewinne Fords ebenfalls. Sie konnten gemacht, aus den Knochen der Arbeiter herausgeschafft, der Lohnhöhe vorenthalten werden, weil die Arbeiter nicht vereinigt, machtlos sind.

* Diese und andere Angaben in dieser Darstellung sind dem Buche von Robert D. Dunn: Labor and Automobiles, New York 1929, entnommen. Dieses Buch gehört wohl zu den aufschlußreichsten über die amerikanische Automobilindustrie und ihrem sozialpolitischen Drum und Dran.

Arbeitslosigkeit, welch wahnsinnige Vergeudung!

Der Generaldirektor der Aluminiumwerke Dr. von der Porten hat im Ausschuss zur Wahrung der Interessen der deutschen Metallwirtschaft eine Rede gehalten, die nach verschiedenen Richtungen hin sehr aufschlußreich ist. Er beschäftigte sich unter anderem mit der Arbeitslosigkeit, der Rationalisierung und den Schäden, die die Außenwirtschaft von zahlreichem menschlichen Arbeitskräften bedeutet. Er ließ sich folgendermaßen aus:

„Da die Rohstoffkosten für den einzelnen Betrieb nicht unbedeutend sind, wurde versucht, Ersparnisse beim Entgelt für Arbeitsleistungen zu erzielen, menschliche Arbeitskräfte durch rationell arbeitende Maschinen zu ersetzen. Die Erzielung von Ersparnissen wird allerdings wieder in Frage gestellt, wenn diese Maschinen nicht voll beschäftigt sind. Die gleichen Gründe, die in andern Ländern zum Ersatz menschlicher Arbeitskraft durch die Maschine führten, rechtfertigen in Deutschland solch einen Beschluß noch keineswegs. Man darf nicht vergessen, daß jedermann, der durch Rationalisierung eines Betriebes arbeitslos wird, die deutsche Wirtschaft mit 1100 M im Jahr belastet. Schließlich stellt jeder in der Wirtschaft stehende Mann — volkswirtschaftlich — genau so eine Kapitalanlage dar wie eine Maschine. Jeder neu in die Wirtschaft eintretende Erwerbstätige hat der Allgemeinheit bereits 14 000 M gekostet. Ich habe durch sorgfältige Nachprüfung in großen Betrieben festgestellt, daß für die Neueinstellung je eines Erwerbstätigen die Aufwendung für neu zu beschaffende Maschinen, Werkzeuge, den für ihn notwendigen Platz, die Wohlfahrtsanrichtungen usw. durchschnittlich 8000 M zu investieren sind. Seine Erziehung in Schule, Fortbildungsanstalt und Lehrtätigkeit erfordert je

Kopf mindestens 2000 M für Wohnung, Verkehrs-, sanitäre Einrichtungen, öffentliche Ordnung ist ein weiterer Beitrag von 6000 M. Sicherlich eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Mit jedem Erwerbstätigen über 18 Jahre, den wir danach aus dem Betrieb ausscheiden und durch Maschinenarbeit ersetzen, wird das Volkvermögen um diese Ausgaben solange geschädigt, als der Betroffene nicht die Möglichkeit hat, an anderer Stelle produktiv zu wirken. Es besteht also ein Interesse des Unternehmers an der Beschäftigung von Arbeitskräften zwecks Erparung von Kapitalverschwendung.“

Nach der obigen Rechnung belastet jeder Arbeitslose die deutsche Wirtschaft je Jahr mit 1100 M. Das sind bei 2,5 Millionen Arbeitslosen, wie sie zurzeit vorhanden sind, 2,8 Milliarden oder je Monat rund 233 Millionen Mark. Da jeder arbeitsfähige Mensch nach den Feststellungen des Herrn von der Porten eine Kapitalanlage von 14 000 M bedeutet, so liegen nicht weniger als 35 Milliarden Mark brach. Ein so tiefer Kapitalwert, der unangenehm bleibt, bildet auf die Dauer eine große Gefahr für die Volkswirtschaft. Der Kapitalwert eines vollleistungsfähigen Menschen von 14 000 M ist indessen als sehr niedrig zu bezeichnen. Der Direktor der Deutschen Bank, Werner Keyl, nahm auf der hiesigen Tagung des Reichsverbandes der deutschen Industrie den Wert eines vollleistungsfähigen Menschen mit 25 000 M an. Wie dem aber auch sei, auch 14 000 M sind eine so ungeheuerliche Summe, daß alles darangesetzt werden müßte, dieses riesige Kapital von 35 Milliarden für die Volkswirtschaft zu mobilisieren. Wo sind die öffentlichen Stellen, wo die Wirtschaftsführer, die dieses brennendste aller Probleme lösen?

Ein Anschlag gegen die öffentliche Wirtschaft

In der Gewerkschaftszeitung ist ein lehrreicher Aufsatz von Fritz Kaphtali erschienen. Er weist auf die höchst bezeichnende Tatsache hin, daß eine Forderung, deren Erfüllung ganz offenbar einem Teil des Unternehmertums Vorteil bringen würde, ja, in der gegenwärtigen Lage fast als Lebensnotwendigkeit erscheint, doch von eben diesen Unternehmern nicht unterstützt wird, weil ihnen ein gemeinsames Ziel der ganzen Unternehmerklasse wichtiger ist.

Es handelt sich darum, den Gemeinden die Aufnahme von ausländischen Anleihen freizugeben. So wie die Dinge gegenwärtig liegen, kann es nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß der (jetzt abgesperrte) Zustrom von Kapital zu den Gemeinden sofort zur Wiederaufnahme stillgelegter Bauten und sonstiger notwendiger Arbeiten, also zu einer allgemeinen Geschäftsbelebung verwendet werden würde. Mit Recht sagt Kaphtali, daß dies zwar am meisten den Arbeitern und Angestellten nützt, daß die Geschäftsbelebung doch aber auch für weite Kreise des Unternehmertums, namentlich für sehr viele kleine und mittlere Unternehmer in Gewerbe und Handel geradezu eine Lebensfrage ist. Trotzdem schließen die sich dem Ruf der Arbeiterklasse nach Aufhebung der Anleihsperre nicht an. Es hat sich hier eine Klassenfront des Unternehmertums herausgebildet, und Kaphtali führt das auf die dem ganzen Unternehmertum gemeinsame Feindschaft gegen die Wirtschaft der öffentlichen Hand zurück. Es ist gar keine Frage, daß der Zustrom von Geldmitteln an die Gemeinden auf der Stelle einer ganzen Menge von kleinen Unternehmern des Baugewerbes und vieler anderer Branchen lohnende Aufträge zuführen würde. Aber es würden, wenigstens zum großen Teil, Aufträge der öffentlichen Hand sein. Und so

sehr der Verdienst lockt, mehr als das fürchten die Unternehmer bis zu den kleinsten herab die „kalte Sozialisierung“, die Ausbreitung der wirtschaftlichen Betätigung der Gemeinden.

So hat „der Kampf um die Anlagepolitik den Charakter des Kampfes der privaten gegen die öffentliche Wirtschaft angenommen“, und die Unternehmer geben ein Beispiel von Klassenolidarität, dem die Arbeiterklasse nachzusehen sollte: jeder einzelne opfert unmittelbaren Vorteil, um für später größeres Unheil (oder was er dafür hält) zu verhüten.

Um so mehr muß die Arbeiterklasse ihre Kräfte verdoppeln damit das, was das Unternehmertum hier plant, nicht gelingt.

Aus dem Inhalt

Seite	
Die Ford Motor Company — Arbeitslosigkeit, welch wahnsinnige Vergeudung! — Ein Anschlag gegen die öffentliche Wirtschaft	41
Das Parlament des Betriebs — Massenelend und Prachtfälle	42
Die galvanische Vergoldung — Neue Anwendungsgebiete für Kautschuk — Das weiße Metall in der Baukunst	43
Wie Leni zur Organisation kam — Frauenarbeit und Familienleben — Um den Abtreibungsparagraphen	44
Trümmerei vor Läden — Schleichendes Gift — Ja früher! — Wer schreibt / der bleibt	45
Wirtschaftsschule Dürrenberg — Mit gutem Beispiel voran! — Betriebsrat und Vermögenskontrolle	46
Die wahre Lage — Gesundheitsfürsorge in der Sozialversicherung — Die Millionenklage der Metallindustriellen wieder abgewiesen!	47
Die Arbeitslosigkeit in den wichtigsten Berufen	48

Denn, wie leider auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens und namentlich der Wirtschaft, begnügt sich das Unternehmertum nicht mit der Abwehr, sondern ist längst zum Angriff übergegangen. Nicht nur stemmt es sich der U.S.B.H. u.g. der öffentlichen Betriebe entgegen, es will die vorhandenen einschränken. Es will sie für den Privatbetrieb zurückerobern. Ein wichtiges Beispiel dieser Art erleben wir jetzt in Berlin.

Die West hat sich in den letzten Monaten sehr viel mit Berlin beschäftigt müssen, und in nicht eben angenehmer Weise. Es ist eine Wirtschaftskrise an den Tag gekommen, die denn doch wohl niemand erwartet hätte. Die Folge ist, daß es jetzt in Berlin an allen Ecken und Enden an Geld fehlt, und daß die Einstellung, ja der plötzliche Abbruch von öffentlichen Arbeiten hier einen noch größeren Umfang erreicht hat als anderwärts. Sogar an Schulen und Krankenhäusern wird gespart. Hand in Hand damit sucht der Magistrat natürlich die Einnahmen zu erhöhen. Gas, Wasser, elektrischer Strom, Straßenbahn sind bereits verteuert worden, und gegenwärtig geht der Magistrat damit um, sie nochmal zu verteuern und zugleich die Grundsteuer zu steigern.

Da hat sich nun das ganze Unternehmertum zusammengetan, die Industrie- und Handelskammer, die Handwerkskammer, die Landwirtschaftskammer, und haben in einem Gutachten nicht nur all die geplanten Steuer- und Tarifserhöhungen als „schon wieder einmal“ — „für die Wirtschaft untragbar“ erklärt. Sie haben auch dem Magistrat gleich geraten, was er statt dessen tun soll. Das Gutachten erinnert daran:

„daß ein Kaufmann, der sich in gleicher Lage befinden würde, wie jetzt die Stadt Berlin, entbehrlische Gegenstände veräußern und den Erlös zur Deckung der dringendsten Verbindlichkeiten zu verwenden hätte. Wir sind der Ansicht, daß dies in der Tat der einzige Weg ist, der Berlin noch verbleibt.“

Da ist es mit nackten Worten ausgesprochen, was das Unternehmertum hinaus will. Man hat der Stadt Berlin die Aufnahme von Anleihen bereitwillig und ihr so jeden andern Weg, aus dem Schlamassel herauszukommen, abgeschnitten. Und nun, sagt man ihr, bleibt nichts übrig, als städtische Grundbesitz zu verkaufen. Geld sieht das, so kommen die Grundstücke wieder in die Hände von Privatkapitalisten, und wenn die Stadt später mal bauen will, dann muß sie dieselben Grundstücke teurer zurückkaufen. Aber selbst mit gehörigem Aufschlag wird man sie ihr nur überlassen für Schulen oder Krankenhäuser oder dergleichen. Will sie aber zum Beispiel ein neues Elektrizitätswerk bauen, so wird man ihr sagen: Hände weg, das ist nicht deine Sache, das Werk baut eine Privatgesellschaft, von der kaunft du den Strom kaufen.

Darauf ist abzugehen. Und selbstverständlich ist auch das nur der erste Schritt. Man will dann offenbar nach und nach der Stadt alle ihre Betriebe wieder abnehmen, die Straßenbahn, die Gasanstalten oder wenigstens die Fabrikation und den Verkauf von Gas- und elektrischen Apparaten usw. Vielleicht wird man ihr gnädigst die Versorgung des Gemeinwesens mit Wasser übrig lassen. Nur eines brauchen wir nicht zu befürchten: daß man der Stadt einen Betrieb abnehmen wird, der Zuschuß erfordert! Aber überall da, wo Profit zu machen ist, werden wir die gierigen Hände des Privatkapitals sich ausstrecken sehen.

Etwas zu deutlich haben die Unternehmerkammern Berlins ihres Pergens Schreien ausgesprochen. Namentlich in dem Satz, die Stadt müsse es ebenso machen, wie jeder Kaufmann, kommt das zum Ausdruck. Was man eine Stadt darf nicht so handeln, wie jeder Kaufmann. Eine Stadt hat ganz andere Rücksichten zu nehmen als ein Privatmann. Vielleicht werden dem die Unternehmer zustimmen, soweit es sich um Verwaltungs- oder gemeinnützige Aufgaben handelt. Sowie liegt ja klar auf der Hand, daß bei der Errichtung von Schulen oder Krankenhäusern die Stadt nicht nach der Rentabilität fragen darf, sondern nur nach dem Bedarf. Aber derselbe Gesichtspunkt reicht bei öffentlichen Unternehmungen bis tief in die Wirtschaftsbetriebe hinein. Es ist doch wahrhaftig kein Zufall, daß ausgerechnet in der Stadt Manchester — derselben, die als Vorbild der freien Privatunternehmerbetätigung gilt und dem „Manchesterium“ seinen Namen gegeben hat — es ist doch kein Zufall, daß ausgerechnet in dieser Stadt schon im Jahre 1817 die erste öffentliche Gasanstalt errichtet wurde. Es war das die Zeit, wo der Glaube an die allseitig machende freie Konkurrenz des privaten Unternehmertums in äppigster Blüte stand. Sogar damals haben die verhöflichsten „Manchesterleute“ begriffen, daß es Unternehmungen gibt, bei denen nicht der Profit allein entscheidend darf. Und deshalb, aber freilich auch nur deshalb haben sie sie großzügig der Gemeinde überlassen. Auf solch verführerischen Manchesterstandpunkt wollen wir doch nicht zurückkehren. Eine Straßenbahn zum Beispiel als Privatunternehmung wird stets darauf sehen, daß jede einzelne Linie, ja jeder einzelne Wagen „sich rentiert“. Eine städtische Straßenbahn wird nur aus Rücksicht auf den Zweck, neue Stadtbereiche zu erschließen oder alte mit dem nötigen Verkehr zu versorgen, auch wenn auf absehbare Zeit kein Überschuß dabei herauspringt.

Eine Gefahr droht hier der Entwicklung der öffentlichen Wirtschaft. Die Arbeitererschaft hat allen Anlaß, dagegen auf der Hut zu sein.

Massenland und Prachtfülle

Für den Arbeitslosen der Großstädte flamen sich die Massen immer größer und die Zahl derjenigen, die den Weg nach hohen Stätten antreten müssen. Die Anstalten, die es bald besser wird, sind sehr gering. Die Wirtschaftslage prägt sich ganz in grosser Zahl in Deutschland ungezügelt 25 Millionen Leute ohne Beschäftigung. Die Zahl der Arbeitslosen steigt etwas über 2 Millionen. Sehr viele kommen also noch nicht einmal in den Kreis einer laienhaften Unterbringung. Eine so riesige Zahl von Beschäftigungslosen bedeutet Not und Elend. Die ganze Macht der Wirtschaft liegt auf den arbeitenden Massen. Es ist deshalb ein Wunder, daß es ein so großer Genuß in hohen Einkommensklassen herrscht. Dieser Genuß herrscht bis zum Teil, wenn die Opfer der kapitalistischen Wirtschaft gesehen müssen, daß der Reichtum sich in profunder Weise bemerkbar macht.

Es ist ein tiefes Bewußtsein, das durch die Arbeitslosigkeit hervorgerufen wird. Es ist das Bewußtsein, daß die Welt durch die Wirtschaftskrise Ball Ball 5000 Personen waren am Abend des 15. Januar im Des amnest. Es ist ein solches Bewußtsein, das sich in den Massen geltend machen wird. Es ist ein solches Bewußtsein, das sich in den Massen geltend machen wird. Es ist ein solches Bewußtsein, das sich in den Massen geltend machen wird.

Die großen Vorkämpfer, die den Kampfwort des Bau, den Wirtschaft des großen Volkes mit ihrem Wohl-tun sich erheben, werden sie unerschrocken vor den Herr- und Herrschern der Wirtschaft der wirtschaftlichen Arbeitermassen. Hier müssen man die Arbeitererschaft, deren, kämpfer, bewußter, zu verantwortlicher Stunde erhebt sich die Arbeitererschaft der Arbeiter. Es ist ein solches Bewußtsein, das sich in den Massen geltend machen wird.

Das Parlament des Betriebes
Geschaffen und geführt von den Gewerkschaften

Ein Kollege gratulierte mir. Gratulieren? fragte ich. Wozu? — Na, zum zehnjährigen Betriebsratsjubiläum! lacht er. — Zehn Jahre? Ist es wirklich schon solange her? Ich veruche, mir die vergangenen Jahre ins Gedächtnis zurückzurufen. Langsam nehmen die Bilder der Erinnerung Form und Farbe an.

1920: Karabinersalven verübten die Geburt des Betriebsratsgesetzes. Gosianna hier und Kreuzige dort. „Alle Macht den Räten!“ und „Nieder mit dem Bolschewismus!“ In den Betrieben zittert die Luft vor elektrischer Spannung.

1921 bis 1923: Inflation! Hunger und Verzweiflung rufen im Lande. Syndikalisten, Union der Hand- und Kopfarbeiter — kopflose Handarbeiter, sagt der Kumpel —, Betriebsrätezentrale, KPd und ein buntes Wirrwarr von Gruppen und Sekten feilschen marxistisch um die Stimmen der Arbeiter. Sturm auf die Lohnkassen, die Verwaltungsgebäude. Die Stimme der Vernunft wird überdönt vom Schrei der Not!

1924: Stabilisierung. Nach dem verheerenden Sturm der Inflation, der den Glauben an die Heiligkeit des Eigentums zerstörte und die Saat und Moral vernichtete, beginnt ein mühseliger Wiederaufbau. Ein zäher Kampf der Gewerkschaften um Lohn und Arbeitszeit setzt ein, der mit stark geschwächten Mitgliederzahlen gegen Unternehmertum und politische Reaktion geführt werden muß. Im Betriebe heftige Auseinandersetzungen, mühsame Werbung und Aufklärung durch die Vertrauensleute.

1925 bis 1930: Rationalisierung. „Wissenschaftliche“ Betriebsführung, Stoppuhr, neue Lohnmethoden. Entlassungen! Immer rasender das Tempo der Arbeit. Die Produktion steigt. Auch die Unfallzahl! Entlassungen! Das Kapital schlägt sich zusammen. Vereinigte Stahlwerke. Betriebe, die nicht mitkommen, werden stillgelegt. Entlassungen! Aber die Einsicht kehrt langsam zurück. Die Gewerkschaften beginnen zu erstarren. Politische Schwärmer und Ratschpieler sind abgetan. Mit zusammengebrochenen Löhnen stehen Unternehmer und Arbeiter sich gegenüber. Das Heulen der Fabriksirene wird zum Signal kommenden Kämpfe.

Immer weiter der Betrieb der Mittelpunkt des Kampfes und immer stand der Betriebsrat auf vorgeschobenem Posten. Hat er die Erwartungen erfüllt, die in ihn gesetzt wurden? Hat die Einrichtung sich bewährt? Verlohnt es sich, zur Betriebsratswahl zu gehen?

In meinen Notizen zum Jahresbericht (ein Betrieb mit über 7000 Mann) steht folgendes:

- 70 Verhandlungen (insgesamt 3800 Teilnehmer).
- 42 Verhandlungen (Akkorde, Prämien usw.). Gesamtsumme der erzielten Lohnerhöhungen und abgewehrten Kürzungen etwa 72.000 A.
- 32 Termine (Schlichtungsausschuss, Arbeitsgericht, Oberverficherungsausschuss), mit Erfolg 8, ohne Erfolg 7, mit teilweise Erfolg 17 Termine.

Zahlenmäßig nicht zu erfassen ist die tägliche Meinerbeit, die sich natürlich auch nicht nach Markt und Pfennig bewerten läßt; die Beratung und Vertretung der Kollegen in den unzähligen Streitfällen des täglichen Arbeitslebens, die wichtige Aufgabe der Unfallverhütung mit ihrem aufreibenden Kampf gegen konservative Betriebsleiter und schwerfällige Bürokraten, die Mitwirkung in der Verwaltung der Krankenkasse und die Schlichtung der vielen Streitfälle, die sich im Verkehr zwischen Verwaltung und Mitgliedern ergeben. Dabei muß man ein wachames Auge auf den Ausbau der Betriebe im Sinne moderner Gesundheitsfürsorge haben: Hier reicht die Bodeeinrichtung nicht aus, dort muß eine Ventilationsanlage geschaffen werden oder es mangelt an der notwendigen Reinigung.

Ist das alles? Ich sage nein. Das hätten wohl auch die früheren Arbeiterausschüsse oder die Gewerbeaufsicht zuwege bringen können, wenn sie entsprechend ausgebaut wären!

Genau, die materiellen Dinge sollen nicht im Vordergrund des menschlichen Lebens stehen, wie aus immer von den Leuten gepredigt wird, deren Leben materiell gesichert ist. Auch wir sind in dieser Ansicht, aber wir meinen, daß die Menschwürde unlosbar mit den materiellen Lebensbedingungen verknüpft ist. So wenig der Sklave des Altertums zum Radenden über sich selbst kam, so wenig kann der heutige Lohnarbeiter zum Bewußtsein seiner Menschwürde kommen, dessen Kräfte bis aufs Äußerste ausgeschöpft werden, der in schmerzigen, ungelunden Arbeitsräumen den größten Teil seines Lebens verbringen muß und der immer vom Tempo der Maschine gefeßt und von der Peitsche der Entlassung bedroht ist. Darum stellen wir die Verbesserung der materiellen Lebensbedingungen immer an den Beginn unserer Arbeit. Und wenn diese Arbeit heute nicht mehr allein von den Behörden oder von den vom Unternehmer eingesehten Arbeiterausschüssen geleistet wird, sondern von den aus den Reihen der Belegschaft gewählten Organen, so liegt darin

etwas grundsätzlich Neues, dem noch einige Minuten des Nachdenkens gewidmet seien.

Das Volk in absoluter Monarchie war rechtlos, hatte zu gehorchen, aber nicht mitzubestimmen, höchstens ließ man ihm die Fürsorge angeheihen, die notwendig war, um es am Leben und Arbeiten zu erhalten. Die Ideen der Freiheit verdrängten sich in dieser Zeit zunächst zu der Forderung nach der Mitbestimmung des Volkes, nach dem Parlament. An die Stelle der absoluten trat die verfassungsmäßige Monarchie, in der neben dem König das Volk durch das Parlament ein beschränktes Mitbestimmungsrecht hatte (Frankreich von 1791 bis 1870. Deutschland von 1870 bis 1918). Der nächste Schritt führte zu Republik, in der der König vollständig verschwunden ist und die Volksvertretung die verfassungsmäßige Gewalt ausübt (Frankreich seit 1870, Deutschland seit 1918).

Wenn wir nun einen Vergleich ziehen zwischen Staat und Betrieb, so deshalb, weil beide weitgehende Ähnlichkeiten im Aufbau und Wesen aufweisen. Beide sind räumlich begrenzte Gemeinschaften von Menschen, die unter gemeinsamen Bedingungen einem gemeinsamen Zwecke dienen. Auch in der Entwicklung zeigt sich die Ähnlichkeit. Der Arbeiter der Vorkriegszeit war rechtlos, der Besitzer oder Direktor absoluter Herrscher, Monarchie — „Herr im Hause“. Zwar versuchte man durch staatliche Fürsorge Auswüchse zu verhindern, aber diese Maßnahmen entsprangen lediglich der Sorge um die Erhaltung der Arbeitskraft, die auch beim einstigen Sklaveneigentümer anzutreffen ist: sie hat mit dem Recht auf Menschenwürde nichts zu tun. Erst durch die Betriebsrateneinrichtung ist etwas grundsätzlich Neues gekommen: der parlamentarische Betrieb, die Betriebsverfassung.

Aber die Frage soll heute nicht entschieden werden, ob die volle Demokratie im Betriebe möglich ist oder nicht. Wir haben es im Augenblick mit der Tatsache zu tun, daß wir ein Parlament des Betriebes haben und schon diese Tatsache allein hat in den zehn Jahren ihres Bestehens eine bedeutende Wirkung vollbracht: sie hat das Selbstbewußtsein des Arbeiters gegenüber dem Unternehmer, gegenüber dem Vorgesetzten, gegenüber der Außenwelt gehoben. Aus dem gedrückten, mutlohen, scheuen Lohnknechten des vorigen Jahrhunderts ist ein aufrechter, selbstbewußter Arbeiter geworden. Das war zum großen Teil der Erfolg gewerkschaftlicher Erziehungsarbeit, die sich jetzt fortsetzt und ausdehnt in der Mitwirkung an der Lösung der sozialen Fragen des Betriebes. Die politische Demokratie hat aus dem Untertanen einen freien Bürger gemacht; die demokratische Betriebsverfassung, deren Anfänge wir im Betriebsratwesen sehen, wird im Verein mit der gewerkschaftlichen Erziehung aus dem Fabriksklaven den Industriebürger machen.

Nach eine andere Erfahrung der zehnjährigen Betriebsratspraxis scheint wichtig zu erwähnen. Immer, wenn es um grundsätzliche Entscheidungen ging und der Betriebsrat bis an die Grenze seiner Rechtsbefugnisse herangegangen war, mußte die gewerkschaftliche Hilfe herbeigerufen werden. Sehr oft versteht es die Kollegen nicht, daß Lohn- und Akkordverhandlungen des Betriebsrats, Verhandlungen über die Lage der Arbeitszeit, die Art der Lohnung usw. erfolglos abgebrochen werden müssen oder sich endlos hinziehen. Sie übersehen dabei, daß der Betriebsrat ein Rechtsorgan ist und nicht über die Grenzen hinaus kann, die durch Gesetz und Tarifvertrag gezogen sind, es sei denn im Wege der freiwilligen Vereinbarung. Zwar sind die tariflichen Bestimmungen Mindestsätze, die durch Betriebsvereinbarung verbessert werden können. Aber das ist nichts als schöne Theorie. Es fällt heute keinem Unternehmer ein, dem Betriebsrat mehr zuzugestehen, als im Gesetz oder Tarifvertrag festgelegt ist. Irrendwelche Altsmittel aber stehen dem Betriebsrat nicht zur Verfügung — wenn er sich nicht auf eine starke Gewerkschaft stützen kann, die im Notfall die Forderungen des Betriebsrats übernehmen und mit den gewerkschaftlichen Machtmitteln durchsetzen kann. So manche gerechte Forderung der Belegschaft, die an dem harten Nein des Unternehmers abprallte, konnte durchgesetzt werden, wo die Kollegen gut organisiert waren; so manche aber mußte dem Willen des Betriebsrats aufgegeben werden, weil die Kollegen die Notwendigkeit der Organisation noch nicht erkannt hatten.

Hier sind die Grenzen der Wirksamkeit der Betriebsvertretung. Innerhalb der Mauern des Betriebes, im Rahmen des Tarifvertrages und der Gesetze kann er Erprobliches leisten, besonders bei einer geschlossenen, einzigen Belegschaft. Die Erweiterung des Lebensraumes der Arbeitererschaft über den Betrieb, über die bestehenden Gesetze und Tarife hinaus aber ist und kann nur die Aufgabe der Gewerkschaften sein. A. D.

ist nur von ganz kleinen Perle- oder Glasnützen und garten Angeschliffen gehalten. Große Schleißen, reich herabfallende Stoffe, tragen die Taillen und betonen die Rundlinie. Nicht uniform, aber doch einheitlich ist das Gewand der Mode. Immer von neuem fesselt das Auge große, vornehme Frauenerscheinungen, die vor den Anschliffen der Filmpopuläre gestellt, sich lächelnd zeigen und die von der Menge bestaunt werden, die hier von den jüngsten und prominentesten Parföminen Autogramme erhascht.

So jetzt das Bild von der anderen Seite aus. Der Fuß, der zum Parföball zur Schon getragen wurde, wird ein großes Bewußtsein gelöst haben. Die 1800 Lose der Looszettel waren im Verkauf. Kaumte doch drei Autogramme, ein wertvoller Pfingel, lustige Gewinne usw. gewonnen werden. Die Parföball hatte überbes einiges aus dem Parföball übertragen. Aufreißender werden auch niemals Worte auf die Höder der arbeitenden Schichten gewirkt haben, als die des Angeregt Alfred Werns am Abend des 25. Januar.

Wie die technische Nothilfe wirtschaftet

Die Technische Nothilfe hatte einen Hauptmann a. D. mit Namen Lehmann als Sachhalter eingestellt, der zugleich Kassierer und Chef der Ingenieurabteilung des Pader-Verlages war. Dieser Notlage hat innerhalb 1 1/2 Jahren insgesamt 40 000 A untergebracht. Derselbe fand er vor dem Krieg der Angehörte schenkte vor Gericht, daß seine Verhaftung durch die miserable Geschäftsführung der Technischen Nothilfe begünstigt worden seien. Im 1886 befand sich ein Gerichtsverfahren, dem er jedoch entziehen. Durch die unzulässige Kontrolle wurde es ihm aber immer wieder ermöglicht, sich größte Summen anzueignen. Er wurde eine Anzahl von Verlags dreimal bezahlt, was er eben diesmal vorgeschrieben wurde. Auch die Einföhrungsgelder, die viele große Kaufhäuser und Industrielle für die Technische Nothilfe gaben, wurden nicht immer verbucht. Er erhielt er Bescheid, der ihm einfach Geld auf den Tisch legte, das er dann in seine Tasche steckte. Er hatte weder einen Selbstpreis noch Verfügung, was andere seiner Aufwachungsmöglich-

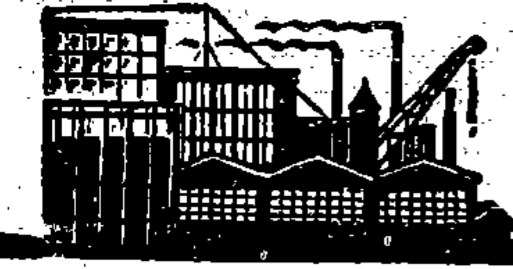
keiten. Das Geld, über das er disponierte, befand sich immer in einem nicht verschlossenen Drahtgeßell.

Man bedenke, daß es sich hier zum größten Teil um Gelder der Allgemeinheit handelt; denn nach wie vor wird die Teno vom Reich bezuschußt. Daß aber daneben die Unternehmer die Teno zu schätzen wissen, zeigen die reichhaltigen Spenden, wie sie Lehmann übergeben wurden. Wie aus dem Gerichtsbericht hervorgeht, wurden sie ihm einfach auf den Tisch gelegt. Kein Wunder, daß dieser Herr glaubte, aus dem Volke wirtschaften zu können. Es wird Zeit, daß diese trübe Quelle vertropft wird.

fünfzügige Arbeitswoche in Amerika

Dem Nachrichtenamt des Amerikanischen Gewerkschaftsbundes zufolge hat die Gewerkschaft der Rohrleger (Association of Journeymen Plumbers and Steamfitters) mit der Unternehmerorganisation die fünfzügige Arbeitswoche vertraglich festgelegt für die Branche der Sprinkler (Rohrleger, die Bewässerungs- oder Betriebsanlagen in Gärten, Fabriken gegen Feuerbruch usw. machen). Es kommen da Tausende über das weite Land zerstreute Mitglieder in Frage. Die Leitung des Rohrlegerverbandes erklärt, das Abkommen sei insofern bedeutsam, als es national sei. Refer der Verkürzung der Arbeitszeit wurde eine Lohnerhöhung von 1.8 den Tag für die gelernten Leute und 0.56 \$ für die Helfer der genannten Branche erreicht. Deren Tagelohn liegt nun auf 6.15 \$. Die Bauunternehmer in St. Franzisko haben sich gleichfalls mit der fünfzügigen Arbeitswoche für die aufauten beschäftigten Gewerkschaft einverstanden erklärt. Der Wochenlohn bleibt wie bisher, der halbe Sonntagslohn, an dem bisher gearbeitet wurde, wird künftig als Feiertag angesehen und es wird trenn an ihm aus dringenden Gründen gewährt werden muß) für ihn der übliche Überstundenlohn gewährt.

Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß Meldungen von vertraglicher Verkürzung der fünfzügigen Arbeitswoche für diejenige oder jenen Betrieb oder für diese oder jene Berufsgruppe eines Orts oder Bezirks jetzt fast ständig in der amerikanischen Presse zu finden sind.



Technik und Werkstatt



Die galvanische Vergoldung

Die galvanische Vergoldung hat gegenüber der Feuer- vergoldung den Vorteil, daß sie ein weit sparsameres Ar- beiten gestattet. Das Goldbad oder das in ihm enthaltene Zyanalkalium verhält sich bei der Elektrolyse analog dem Zyanidkalium. Gold bildet mit Zyanalkalium ein kom- plexes Salz, das Kaliumsalz des Aurocyanions. Die Konzen- tration des Goldions ist geringfügig. Zur Herstellung des Goldbades muß ein Zyanalkalium verwendet werden, das frei an Zyanatrium ist. Als weitere Zusätze zu Goldbädern werden noch verwandt kohlensaures Natron, kohlensaures Ammonium, Chlornatrium und phosphorsaures Natrium. Bei Anwendung löslicher Anoden sind Natriumsalze zu ver- meiden, weil sie die Löslichkeit der Anoden verhindern.

Man unterscheidet die kalte und warme Vergoldung; die Bäder für kalte Vergoldung enthalten meist 3 bis 5 g Gold im Liter und für warme Vergoldung 1 bis 1,5 g. Die Bad- spannung ist für letztere etwa um die Hälfte geringer wie für kalte Goldbäder, und es ergibt die warme Vergoldung besonders feurige Goldtöne. Badspannung, Stromdichte und Stromausbeute sind je nach der Badzusammensetzung sehr verschieden. Die Zubereitung der Goldbäder erfolgt ent- weder mit dem käuflichen Zyanalkalium oder vom Gold- chlorid ausgehend.

Die Herstellung von Goldchlorid ist folgende: 50 g Fein- gold wird in kleine Stücke zerschnitten, man gibt sie in einen Glaskolben von etwa 500 ccm Inhalt, gießt dazu 40 ccm reine Salpetersäure spezifisches Gewicht 1,36 und 350 ccm Salzsäure spezifisches Gewicht 1,12. Man stellt nun den Kolben in eine größere Porzellanschale und erwärmt auf einem Wasserbade unter einem guten Abzug, bis sich alles Gold gelöst hat. Die Goldlösung gießt man dann aus dem Kolben in die Porzellanschale und dampft bis zur Kristalli- sation ein, bis ein herausgenommener Tropfen zu einer gelben oder braunen Kristallmasse erstarrt. Man erhält je nach dem Grade des Abdampfens entweder das gelbe Gold- chlorid mit 45,78 vH oder das braune Goldchlorid mit 47,63 vH Goldgehalt. Das käufliche, dunkelbraune Gold- chlorid enthält zirka 50 vH Gold. Eine Auflösung des Gold- chlorids in wässriger Zyanalkaliumlösung bildet das Goldbad.

Zu diesem Zweck löst man 60 g Goldchlorid (zirka 30 g Feingold) in 200 ccm Wasser, gibt ungefähr 20 ccm Salmiak- geist zu und fügt nun eine Lösung von 130 g Zyanalkalium in 800 ccm Wasser bei. Die farblose Flüssigkeit läßt man un- gefähr eine halbe Stunde durchkochen, kühlt ab und filtriert. Das Filtrat wird mit soviel destilliertem Wasser versetzt, daß das Ganze 10 Liter beträgt. Beim Fällen des Goldoxyd- ammoniaks oder Knallgold ist nur solange Salmiakgeist zu- zusetzen, als noch ein Niederschlag entsteht. Das Bad ar- beitet bei Erhöhung des Zyanalkaliumgehalts von 130 g auf 150 g mit 1,2 Volt Spannung und 0,15 Amp./qdm Strom- dichte. Die Stromausbeute ist 99 vH. Es ist dieses ein kaltes Goldbad und enthält zirka 3 g Gold im Liter gelöst.

Ein billigeres, also goldärmeres Goldbad erhält man, wenn man 3,5 bis 4 g Goldchlorid und 7,5 g Zyanalkalium im Liter gelöst. Pfanhauser empfiehlt noch einen Zusatz von 10 g kohlensaures Natrium. Die Badspannung beträgt 2,6 Volt, die Stromausbeute 95 vH.

In der Tafelgerätereindustrie ist es vor allem erforderlich, daß Eierbecher, Kelche, Weinkühler u. a. genau im Ton harmonisieren. Da nun die einzelnen Hohlräume in ihrer Breite und Tiefe ganz verschieden sind, gehört eine gewisse Fertigkeit dazu, die verschiedenen Hohlräume gleich bril- lierend zu vergolden. Die Anode ist gleichweit vom Grunde des Gegenstandes zu halten; nur dadurch färbt sich die Bodenpartie gleichmäßig. Bei Eierbechern zum Beispiel braucht die Goldanode nur mit dem Rande das Goldbad zu berühren, um stets eine gleichmäßige Goldtönung zu ge- winnen. Für solche Innenvergoldung verwendet man heiße Bäder:

1. 150 g phosphorsaures Natrium, 5 g Zyanalkalium, 3 g Goldchlorid, 2 Liter Wasser.
2. 60 g phosphorsaures Natron, 10 g neutral schweflig- saures Natrium, 2 g Zyanalkalium, 2 g Goldchlorid, 1 Liter Wasser.

Das phosphorsaure und schweflige Natrium wird bei gelinder Wärme gelöst und man läßt dann die Lösung erkalten. Alsdann löst man Zyanalkalium und Goldchlorid in einer besonderen Lösung und vermischt beide Lösungen. Die Bäder arbeiten bei 60 bis 70 Grad Celsius mit 1,5 Volt Bad- spannung und einer Stromdichte von 0,15 Amp./qdm. Die Stromausbeute beträgt 80 bis 90 vH.

Zur kalten Vergoldung eignen sich folgende Zusammen- setzungen: 5 g Goldchlorid, 10 g Zyanalkalium, 1 Liter Wasser. 2 bis 3 g Goldchlorid, 3 bis 4 g Zyanalkalium, 5 g schwefligsaures Natrium, 15 g phosphorsaures Natrium, 1 Liter Wasser. Badspannung 2,6 Volt, Stromdichte 0,12 Amp./qdm, Temperatur 20 bis 25 Grad Celsius, Strom- ausbeute 90 bis 95 vH, Konzentration 2,5 bis 4 Grad Bé, spez. Badwiderstand 4 bis 5 Ohm. Theoretische Nieder- schlagsmenge pro Amperestunde 3,68 g.

Bad für Goldgalvanoplastik: 30 g Feingold als Gold- chlorid, 100 g Zyanalkalium, 1 Liter Wasser. Badspannung bei 0,4 Volt und 0,1 Amp./qdm.

Den warmen Goldbädern, besonders den Phosphat- bädern wird eine große Ergiebigkeit und Brillanz der Farbe nachgerühmt. An Stelle der reinen Goldanoden nimmt man bei warmen Bädern am besten unlösliche Anoden aus reiner Retortenkohle, Eisen- oder Stahlblech. Eisen- oder Stahl- anoden lösen sich nur wenig auf, auch ist die Auflösung

einer geringen Menge nicht schädlich. Um besonders glän- zende Goldniederschläge zu erhalten, empfiehlt Stockmeier Ferrosiliziumanoden. Bei Goldbädern mit unlöslichen Anoden muß der Goldgehalt von Zeit zu Zeit aufgefrischt werden, und zwar in Form einer Goldlösung von 1 g Goldchlorid, 2 g Zyanalkalium und 10 g Wasser. Der Goldniederschlag aus den gewöhnlichen Goldbädern ist rein gelb. Die Farbe kann man abtönen durch Schwächung oder Stärkung des Stromes oder durch Zugabe anderer Metallsalzlösungen.

Eine hellere, gelbgrüne Vergoldung, sogen. Grünvergoldung erhält man, wenn man dem Goldbad etwas Silberbad zusetzt. Auf 3 bis 4 Teile Goldlösung kommen zirka 1 Teil Silberlösung. Bedingung ist richtige Anodengröße und er- höhte Badspannung (6 bis 8 Volt), da sonst zuviel Silber niedergeschlagen wird und Weißfärbung verursacht. Die Metallüberzüge sind gegenüber den reinen Goldnieder- schlägen matt und können poliert werden.

Zur Erzielung dunkelgrüner Goldniederschläge gibt man dem Bade etwas arsenige Säure in Form von Kaliumarsenit zu. Auf 5 Liter Goldbad rechnet man 15 g einer Kalium- arsenitlösung, bestehend aus 450 g Wasser, 5 g Ätzkali, 2 g Arsenik. Ein größerer Zusatz bewirkt Schwarzfärbung. Auf mattierter Unterlage gelingt diese dunkelgrüne Vergoldung am besten.

Will man eine Vergoldung von ziemlich roter Farbe haben, so gibt man dem Goldbad etwas Kupferbad zu. Für dunklere Vergoldungen werden die Gegenstände erst ver- küpfert und dann vergoldet im gewöhnlichen Goldbad. Ferner kann auch das zyanalkaliumfreie, mit gelbem Blut- laugensalz angesetzte Goldbad zur Rosavergoldung ange- wandt werden. Es findet hauptsächlich Anwendung zur Emailvergoldung. Man löst in 5 Liter warmen Wasser 60 g gelbes Blutlaugensalz auf, gibt dann 60 g kohlensaures Na- trium und 8 g Goldchlorid zu. Es wird gearbeitet bei 40 bis 50 Grad Celsius und einer Badspannung von 4 bis 5 Volt. Richtige Stromverhältnisse sind zum Gelingen Bedingung.

Zum Vergolden von Drähten benutzt man Goldbäder mit unlöslichen Anoden, und zwar aus dem Grunde, damit der Goldgehalt durch eine gewisse Menge Draht gerade er- schöpft ist. Es werden hierzu besonders hohe Stromdichten angewandt.

Durch die Veränderung des Zyanalkaliums während der Elektrolyse entstehen fehlerhafte Goldniederschläge. Ein Mangel an Zyanalkalium macht sich bemerkbar durch träges Arbeiten, Fehlen der Gasentwicklung und dunkle Gold- färbung. Geringer Goldgehalt zeigt sich ebenfalls durch träges Arbeiten und heftige Gasentwicklung. Es entsteht so- mit ein Überschuß an Zyanalkalium, der die Stromdichte sehr beeinflußt. Die Farbe der Vergoldung wird ferner beeinflusst durch die Stromdichte und Temperatur des Bades, so geben zum Beispiel hohe Stromdichten rote bis dunkle Töne und niedrige Stromdichten blasse Töne. Ein schädlicher Einfluß des kohlensauren Kaliums macht sich beim Goldbad meines Wissens nicht bemerkbar. Es rührt jedenfalls daher, daß die Goldniederschläge nur in dünnen Schichten erzeugt werden und die Störungen auch beim Versilbern erst bei stärkeren Silberniederschlägen auftreten. Die Anodenfläche wird bei Goldbädern ziemlich klein gehalten; sie soll nicht weniger wie ein Drittel der Warenfläche betragen.

Bei Verwendung von unlöslichen Anoden braucht man bedeutend höhere Spannungen. Kupfer und dessen Legie- rungen werden direkt vergoldet; Eisen, Nickel, Zinn, Zink und dergleichen werden vorher verküpfert oder vermessenigt, durch letzteres wird der Goldton satter. Soll Eisen und Stahl direkt vergoldet werden, so ist ein höherer Zyanalkalium- gehalt anzuwenden. Glanzvergoldungen können nur auf vor- her hochglanzpolierten Waren erzielt werden, denn der dünne und weiche Niederschlag verträgt kein Polieren mit der Tuchscheibe.

Ganz billige Massenartikel bedürfen eines besonderen Goldbades und setzt sich dieses zusammen aus: 0,5 g Gold- chlorid, 1 g Zyanalkalium, 8 g schwefligsaures Natrium, 25 g phosphorsaures Natrium und 1 Liter Wasser. Die Vergol- dung in diesem Bade oder Sud erfolgt ohne äußere Strom- quelle in kochendem Zustand unter Benutzung eines Zink- blechstreifens als Kontakt, daher auch der Name Kontakt- vergoldung. Für bessere Vergoldungen kommt ein Goldsud in Betracht, der im Liter 3 bis 10 g Gold enthält. Dieser Sud eignet sich auch zum Vergolden von Weichmetall. K. Sch.

Neue Anwendungsgebiete für Kautschuk

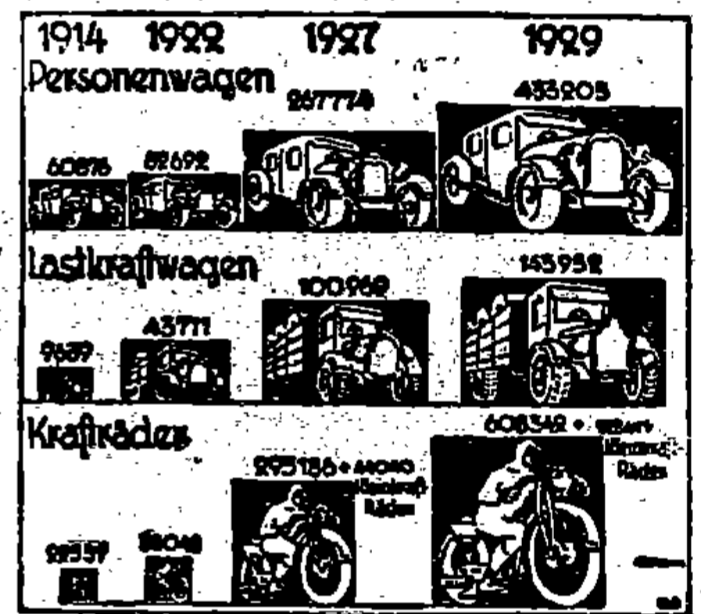
Weite Kreise kennen den Kautschuk nur in der Form von Fahrrad- und Autoreifen, von Schläuchen und Hartgummigege- ständen. In der Industrie elektrischer Kabel wird zwar die Isofä- higkeit des Kautschuks verwertet, hingegen hat man andere wertvolle Eigenschaften dieses Stoffes bis vor kurzem voll- kommen unbenutzt gelassen, nämlich die Abschwächung von Stößen, die Dämpfung von Geräuschen und den hohen Wider- stand gegen Abnutzung. Erst in der letzten Zeit geht die Industrie dazu über, aus Kautschuk Teppiche, Schuhsohlen und sogar Straßenpflaster herzustellen. Gerade die Herstellung von Kaut- schukläufern oder Teppichen hat schon einen beträchtlichen Um- fang angenommen und tritt in scharfen Wettbewerb mit dem Linoleum. Teppiche dieser Art nützen die besonderen Eigen- schaften des Kautschuks aus, Geräusche zu unterdrücken, keinen Staub zu erzeugen (reiner Gummi ist praktisch unbenutzbar), schlechter Leiter der Wärme und Elektrizität zu sein, Stöße ab- zuschwächen (Unterdrückung von Schwingungen), ferner Wasser und Gas nicht hindurchzulassen und die Reinigung zu erleichtern. Kautschukteppiche, die in allen Farben und Mustern hergestellt werden, haben häufig das Aussehen von Steinmosaiken und sind

heute hauptsächlich in Banken, großen Versammlungssälen, Kauf- häusern, Theatern, Krankenhäusern, Bädern, Schiffsräumen usw. anzutreffen. Sicherlich hat zum raschen Aufschwung dieses neuen Zweiges der Kautschukindustrie noch ein Umstand mit beige- tragen, und das ist der gesunkene Gummipreis sowie der große Weltvorrat.

Was die Verwendung des Kautschuks in der Schuhindustrie anlangt, so sei hier natürlich nicht die Rede von der Herstellung von Gummischuhen oder Gummisohlen für Bade- oder Tennis- schuhe, die schon alt ist, sondern von der Verwendung von so- genannten Rohgummisohlen, die jetzt rasch aufkommt und eine Reihe von Vorzügen aufweist; sie sind vor allem sehr leicht, diese Sohlen, ferner wird der geschmeidige Gang gerührt, den sie er- möglichen, und dann kommt noch hinzu, daß die Dauerhaftigkeit eine fast unbegrenzte ist: die Sohle hält immer länger als das Oberleder. Rohkautschuksohlen sind außerdem vollkommen wasserdicht; man befestigt sie ganz ebenso auf dem Schuh wie richtige Ledersohlen, sie werden aufgenäht.

Große Aussichten besitzt der Kautschuk auch als Werkstoff für die Straßenpflasterung. Der stark anwachsende Wagenverkehr, die immer größer werdenden Lasten, welche die Autos durch die Straßen befördern, haben die Straßenbautech- niker vor schwierige Aufgaben gestellt: Das Granitpflaster ist lärmend, das Pflaster aus Holz nützt sich schnell und ungleich- mäßig ab, der Asphalt verursacht bei feuchtem Wetter ein Rutschen der Wagen und das Pflaster aus Zement oder Beton zeigt Staubbildung und verursacht Lärm. Wie nun aus Versuchen hervorgeht, die in verschiedenen Weltstädten gemacht wurden, ist das Kautschukpflaster allen anderen Pflasterungsarten weit überlegen, es stellt sogar die ideale Lösung dar; es ist lärm- vermindert, von außergewöhnlicher Dauerhaftigkeit, es unter- drückt Schwingungen, benötigt keinerlei Unterhalt oder Aus- besserungen, ist leicht zu legen und wieder zu entfernen und auch leicht zu reinigen. Die Einwendung, die hier häufig gemacht wird, die Anlagekosten kämen viel zu hoch, ist, wie die Fachleute ver- sichern, nicht stichhaltig, da die lange Lebensdauer des Pflasters die Mehrkosten mehr wie ausgleicht. Die Form, in der der Kaut- schuk für Pflasterungszwecke benutzt wird, ist recht verschieden- artig. Bei einem in London verwendeten System kommen Blöcke aus elastischem, einer mittleren aus hartem Gummi und einer unteren aus Beton.

Das Auto in Deutschland



Trotz der schwierigen Wirtschaftslage steigt die Zahl der Kraftfahrzeuge in Deutschland immer weiter. Der Zugang hält ungefähr mit der Produktion unserer Fahrzeugindustrie gleichen Schritt, die im Vorjahre im Höchststand 90 000 Arbeiter be- schäftigte und insgesamt Werte von über einer Milliarde er- zeugte, eine Steigerung gegen 1927 um 25 vH. Gebaut wurden im Jahre 1928 in Deutschland 102 000 Personenkraftwagen, 100 000 steuerpflichtige Kraftfahrzeuge, 62 000 Kleinkraftfahrzeuge, 20 000 Last- kraft- und Lieferwagen und 12 000 Spezialfahrzeuge. Er- freulicherweise hat sich auch der Auslandsabsatz von 6 auf 8 vH der Gesamtproduktion gesteigert, jedoch kommt der über die deutsche Fahrzeugindustrie sehen veröffentlichte Bericht zu dem Schluß, daß die ausländische, besonders die amerikanische Konkurrenz so stark sei, daß die deutsche Industrie einen schweren Stand habe.

Das weiße Metall in der Baukunst

Die Verwendung von Metallen im Bauwesen ist schon alt; man benutzte für den Bau der Kuppeln großer öffentlicher Ge- bäude und Kirchen von jeher Kupfer, das sich im Laufe der Zeit mit einem dauerhaften, leuchtenden Grün, dem Patina, überzog, und verwendete wohl auch Bronze zum Schmuck von Fassaden; später kam dann noch Zink für das Dachdecken und Eisen als Trägerwerkstoff hinzu. Die rasch aufkommende neue Richtung im Bauwesen, die besonders bei der Erstellung großer Gebäude in die Augen fällt, macht nun von den Metallen ausgiebigeren Gebrauch. In erster Linie ist hier Stahl zu nennen, geküpfert Stahl, der beim Skelettbau in bedeutenden Mengen herangeschafft wird; allein außer dem schon erwähnten Kupfer und der Bronze wird auch Messing, Monelmetall, Aluminium und seine Legie- rungen sowie der nichtrostende Stahl viel verwendet. Fast scheint es, als würden die weißen Metalle heute beim Bau großer Ge- bäude mit Vorliebe benutzt, da sie von ganz besonders schmucker Wirkung sind. Einer wichtigen Bedingung haben all diese Metalle zu genügen, sie müssen wetterfest sein und dem Zahn der Zeit nicht unterliegen. Das Monelmetall, eine Kupfernickellegierung von weißem Aussehen, wird in nicht bedeutenden Mengen ver- wendet, da ihr Gewicht und Preis etwas hoch ist. Monelmetall hält seine weiße Farbe in Innenräumen bei, falls zeitweise Reini- gung erfolgt; an der Außenseite von Gebäuden angebracht, über- zieht es sich mit einem hellen leuchtenden Grün, das vor An- fressungen schützt und von den Architekten gerade wegen dieser hübschen Färbung angewandt wird. An der Spitze der weißen Metalle steht unzweifelhaft das Aluminium und seine Legierungen, die zwei Vorzüge besitzen, geringes Gewicht und Widerstand gegen Anfrassungen. Man benutzt Aluminium-Mangan- und Aluminium-Siliziumlegierungen sowie ganz reines Aluminium als Blech in gewellter Form zum Decken von Dächern, zum Bekleiden von Fassaden, Decken und Wänden. Ein anderes weißes Metall ist der Nirostahl, der immer mehr auch im Bauwesen Eingang findet. In den Vereinigten Staaten werden neuestens die Außen- seiten der großen, oft 50 bis 70 Stock hohen Wolkenkratzer mit Nirostahleichen überzogen, da diese sich im Wetter draußen un- verändert halten, was dort von Wichtigkeit ist, wo eine Reinigung nach Fertigstellung des Riesengebäudes praktisch nicht mehr durchgeführt werden kann. Bleche dieser Art, die in bedeutenden Mengen gebraucht werden, stellen die großen amerikanischen Werke nach den Patenten von Krupp her.



Familie und Heim



Wie Leni zur Organisation kam

Leni wohnte bei uns im Hause oben, wo sie von einer Familie ein möbliertes Zimmer gemietet hatte, zwei Jahre lang. Sie war sehr beliebt bei allen Hausbewohnern wegen ihrer Freundlichkeit gegenüber jung und alt.

Bei mir war sie oft zu Besuch. Vorübergehend, so gelegentlich mit ihrer Freundin, die ich sehr gut kannte aus meiner Tätigkeit für die Organisation. Ich kassierte da des öfteren Beiträge ein für meinen Mann, wenn derselbe durch andere Arbeiten zu sehr überlastet ist. Und hierbei lernte ich die Freundin der Leni, Fräulein Bellmann kennen. Fräulein Bellmann war nämlich auch Beitragskassiererin in ihrer Organisation.

Leni war eine Arbeitskollegin von Fräulein Bellmann. Ich erfuhr das aber erst später. Zuerst wollte ich nur, daß Leni in der gleichen Branche tätig war mit Fräulein Bellmann, die aber nie zu Leni kam, um Beiträge zu kassieren, obwohl sie doch in ihrem Kaffeezimmer wohnte.

„Die ist ja gar nicht organisiert“, sagte mir Fräulein Bellmann, als ich sie eines Tages fragte, ob sie denn nicht auch bei Leni kassieren wollte.

„Aber dann sehen Sie doch, daß sie das bald nachholt. Wenn Sie sie nicht gut genug kennen, dann kommen Sie doch einmal zu mir, ich werde mit Ihnen zu ihr gehen.“

„Ach Gott“, sagt Fräulein Bellmann, „das hat ja keinen Zweck, sehen Sie, Fräulein Leni und ich arbeiten ja zusammen und — ich kann es Ihnen ja nicht mehr verschweigen — wir sind sogar sehr gute Freundinnen. Und ich habe ihr gleich gesagt, als sie in Ihrem Hause die Wohnung bezog, daß ich sie niemals dort besuchen würde, weil ich mich zu sehr vor Ihnen schämen möchte, wenn Sie erfahren würden, daß ich ihre Freundin sei und als Beitragskassiererin nicht soviel vermöchte, sie, also meine eigene Freundin als Mitglied zu gewinnen. Was meinen Sie, was sie mir zur Antwort gab? Sie sagte ganz einfach: Dann komme ich halt zu dir.“

„Das gleicht dem Nadel“, sagte ich, „denn die ist tatsächlich so leicht über alles weg, wie ihr ganzes Benehmen verrät. Aber wissen Sie was, Fräulein Bellmann, besuchen Sie ruhig Ihre Freundin und bringen Sie sie gelegentlich mal mit zu mir in die Wohnung, vielleicht schaffen wir beide es zusammen.“

Fräulein Bellmann war erstent hierüber und folgte meinem Rat, aber — wir haben es nicht geschafft. Leni blieb bei ihrer Meinung, daß die Organisation „nichts für ein junges Mädchen“ sei. Sie war keineswegs gewerkschaftsfeindlich. Aber sie war zu oberflächlich und konnte dem Organisiertsein gar keinen Sinn abgewinnen, so sehr wir ihr alles auseinander setzten. Sie hörte immer nur mit halbem Ohr zu und ihre Antworten leiteten stets über auf Hund, Singspiel, Revolvere usw.

„Du kennst ins Ungläubliche, Leni“, sagte ihr dann oft Fräulein Bellmann. „Da hast nur das höchste Geschwür im Kopf von den jungen Herrn im Tanzlokal, die ebenfalls von Organisation und Politik nichts verstehen. Das sind Geistes, die keine Achtung haben vor einem berufstätigen Mädchen. Sie achten in dir nicht die Klassegenossen, sondern du bist ihnen Spielzeug, ebenso wie du im Beruf nur Werkzeug bist für die Profitgier.“

Leni aber lächelte nur über solche Bemerkungen und pflegte zu sagen: „Ach, Anne“, — so hieß Fräulein Bellmann mit Vornamen — „du redest ja wie ne alte Gesandter. So einen wie du pouffierst, möchte ich schon überhaupt nicht. Immer Besprechungen, Sitzungen, so — und du bist ja auch schon zu beruflich. Von wegen herumlaufen und Beiträge kassieren, ha! ha! ha! Dann schon zehnmal lieber, du weißt ja, so tralala tralala tralala im Kaffee Salon, also mach 'n Punkt, Anne, gelt.“

Und wirklich, ich selbst habe es denn auch so nach und nach aufgegeben, besonders als gar nicht lange nachher die Leni mit einem Revolver zum Standesamt wanderte und die Ehe einging. „Ach“, er war unorganisiert, was ich gar bald feststellte. Von Organisation wollte er nichts wissen und nannte, als ich einmal das Gespräch darauf brachte, in einer Viertelstunde mindestens zehnmal die Worte „nationale Belange“. Da hatte ich genug. Leni schien zwar sehr stolz darauf zu sein, denn sie hatte jedesmal bei diesen Worten verständnisvoll, um wahrscheinlich damit zu beweisen, daß sie in der Ehe vernünftig sein wolle und auch schon etwas von der Politik ihres Mannes verstehe. Sie benutzte immer noch das möblierte Zimmer oben im Hause.

Fräulein Bellmann kam auch schon eine zeitlang nicht mehr. Sie hatte sich ebenfalls verheiratet mit einem Funktionär ihrer Organisation und beide hatten ein außerordentlich glückliches Zusammenleben, das sie sich nicht hätten leisten können durch den Arger, den sie bei einem Besuch bei Leni jedesmal erfahren hatten, wenn sie das öde Gerede von Lenis Mann hätten hören müssen. Ihre Stellung selbst hatte Leni gleich nach ihrer Heirat aufgegeben.

So wußten wir eigentlich eine zeitlang überhaupt nicht, wie es mit Leni und ihrem Ehegatten bestellt war, bis wir eines Tages etwas unerwartet wieder mit ihr zusammentrafen. Anne und ihr Mann waren gerade bei uns zu Besuch, als es plötzlich klingelte und, als ich die Tür öffnete, Leni weinend und hilflos auf mich zuwankte.

„Aus Gottes willen, Leni, was ist?“

„Es ist ans“, rief sie hervor, „er ist weg. Er war ein Hochlohn, ein Gott, ein Lottel, o Gott — Anne — wie hast du recht gehabt. Ich war nicht ganz gesund“ — sie war zu Anne gekommen — „jetzt verfolge ich dich erst und merk, was du mich lehren möchtest, ach, Anne“ — — — — — Sie warf sich auf einen Stuhl und schrie herzzerreißend.

„Aber Leni, was ist denn?“, sagte Anne, die mit ihrem Mann zusammengekommen war und nun mit ihm und mir bei Lenis Stuhl saß und ihr das Haar strichelte.

„Es dauert lange, bis ich Leni einigermaßen gefaßt habe. Da ergriff sie mich und weinend, wie es der erste Wochtag ganz gut ging, denn aber ihr Mann immer noch gar zu ungesund war, was immer schon bei Möglichkeit gebracht hätte. Vor 14 Tagen aber wäre das Unglück gekommen. Ihr Mann wäre plötzlich aus seiner Stellung entlassen worden. Ein wichtiger Grund wäre die Ursache gewesen, wenigstens wie er erzählt habe.“

„Ja hat er denn nicht gleich sein Recht verteidigt?“ fragte ich.

„Ach, der Gott, der wollte ja gar nicht, was er dagegen tun konnte. Organisiert war er ja nicht und allein wollte er ja, wie er die Sache betreiben sollte.“

„Und nun?“

„Jetzt ist er weg, hat mich einfach sitzen lassen. Da, hier ist ein Brief von ihm, er will ins Ausland. Gott, Anne, was mach ich da nun?“ Leni weinte von neuem und heftig.

„Beruhige dich, sagt Anne, „ich werde mit unserem Prinzipal schon reden. Du weißt, ich bin dort im Betriebsrat und habe meine Beschäftigung noch nicht aufgegeben, ich hoffe sicher, dich wieder dort in Stellung zu bringen. Die Kolleginnen werden ja murren, denn — — —“

„Eine Unorganisierte, nicht wahr,“ warf Leni ein, „berdient das nicht, du hast recht, Anne, tausendmal recht. Ich habe das schon lange eingesehen in meiner Ehe und ich schäme mich heute dafür, daß ich früher so gedankenlos und oberflächlich durchs Leben getaumelt bin. Ich habe es an mir erfahren und an meinem Mann, daß unorganisierte Arbeiter nur halbe Menschen sind. Ich war ein dummes Schaf und mein Mann ein Trottel. O, heute sehe ich das ein. Wie steht du da Anne, und dein Mann, so selbstlicher, so selbstverträglich ist auch das Leben, ihr könnt ihm einen Sinn abgewinnen; ach, ich weiß, du hast mich früher schon das alles lehren wollen, heute erst begreife ich es, Anne.“

„So ist es leider bei dem größten Teil der Werkstätigen, daß sie die Bedeutung der Organisation nicht begreifen wollen“, sagte Anne, „aber beruhige dich, wir werden dich nicht im Stich lassen.“

Wir redeten dann noch lange der Leni Trost zu und es gelang Anne, sie wieder in Stellung zu bringen; zwar nur auf die Weise, daß sie selbst ihre Stellung aufgab und der Leni Platz machte.

Das hatte die Leni am meisten verwundert und sie ließ es sich nicht nehmen, daß sie nun auch in der Organisationsarbeit der Anne nachfolgen müsse. Zwar konnte sie nicht gleich Beitragskassiererin werden, weil sie noch zu jung in der Organisationsbewegung war. Aber immer war sie dabei, wenn Anne kassieren ging und unermüdet trieb sie mit dieser Agitation, wobei sie großen Erfolg hatte. Gar bald wurde sie deshalb von der Filialleitung anerkannt und auf Wunsch von Anne mit deren Funktion betraut.

Heute gibt es keine bessere Helferin in der Kleinarbeit für die Organisation als Leni. Ihr früheres Mißgeschick hat sie völlig vergessen und sie hat nur einen Summer, daß sie nicht begreifen kann, wie sie früher so dumm sein konnte dem Organisationsgedanken gegenüber und daß es überhaupt noch Arbeiter und Arbeiterinnen gibt, die unorganisiert sich dem reinen Zufall des Lebens ausliefern.

Frauenarbeit und Familienleben

Welchen Einfluß hat die Frauenarbeit auf das Familienleben? Wie wirkt sich die Berufstätigkeit der Frau auf das Zusammenleben mit dem Mann und die Erziehung der Kinder, auf Hauswirtschaft und Familienleben aus? Dieses Problem gehört zu den wichtigsten Fragen unseres gesamten Kulturlebens. Seit hinaus über das begrenzte Gebiet der Frauenfrage reicht es in alle Schichten und Bezirke der Öffentlichkeit.

Nachzu 6 Millionen Frauen betrieblen heute in Deutschland hauswirtschaftliche Erwerbsarbeit und versorgen „nebenbei“ noch Haushalt und Kinder. Weitaus der größte Teil dieser erwerbstätigen Ehefrauen arbeitet in der Landwirtschaft. Über zwei Millionen sind im Betriebe des Mannes oder der Eltern als mithelfende Familienangehörige, nahezu eine Viertelmillion Ehefrauen sind als Landarbeiterinnen tätig. Minder Sommerfrüher ist wohl in dem Gefühl in die Großstadt zurückgekehrt, daß auf dem Lande Frieden und Familienglück zu Hause sein müßten. Wer jedoch die Möglichkeit hatte, in nächster Nähe eines landlichen Hausfalls zu leben, der gewinnt andere Einsichten. Denn nur in einer beschränkten Anzahl anderer Frauenberufe wird das Familienleben noch so stark durch die Überlastung der Mutter beeinträchtigt wie hier. Nur bei den wirtschaftlich günstig gestellten Großbauern und Großgrundbesitzern fügt sich das Leben und die Tätigkeit der den Haushalt überwachenden Hausfrau, der Hilfskräfte in genügender Anzahl zur Verfügung stehen, harmonisch dem Familienleben ein.

Ganz anders aber sieht das Leben der verheirateten Kleinbauern, die aber keine Hilfskraft verfügen, und der gänzlich heillosen Landarbeiterin aus. Es steht weiter dem Reigen der Ehe, der Überlastung mit Haushalt, Feld-, Garten-, Stallarbeit, Tierüberwachung. Das für die Erziehung und Pflege der Kinder nur wenig Zeit bleibt, daß der Haushalt in aller Eile nur notdürftig in Ordnung gehalten werden kann, daß ferner keine Zeit und keine Mittel zur Pflege kultureller und geistiger Werte vorhanden sein können, liegt auf der Hand. Gewiß hängt der Grad dieses Einflusses auf das Familienleben von der ganz besonderen wirtschaftlichen Lage, der körperlichen und geistlichen Beschaffenheit und der Charakteranlage der Menschen ab. Durchschnittlich aber liegen die Verhältnisse doch so, daß man unter einem „glücklichen Familienleben“ ein Zusammenleben versteht, das einigermaßen geregelt abläuft und soviel einbringt, als zur Hausführung unerlässlich ist. Das Familienleben ist hier nicht ein geistig-geistliches, sondern ein überwiegend wirtschaftliches Problem.

In welchem Maße gibt dies für die besprochenen verheirateten Landarbeiterinnen, die meist auf dem geringen Ertrag ihrer Tagelöhnerarbeit angewiesen sind und in erbärmlichen Verhältnissen hausen. Jeder von uns hat schon durch Progeberichte einen Eindruck davon bekommen, selbst wenn er diese Verhältnisse noch nicht mit eigenen Augen erblickt. Da wird etwa gegen eine Eigentümerin verhandelt, die ihre beiden Kinder töte. Sie hatte keine Wohnung für sie und die Kinder hauseten sie bei der übermühten Mutter Arbeit. Auch der Zaksowski-Prozess hat manchem, der nach an die idyllischen Familienverhältnisse auf dem Lande glaubte, über die wirklichen Zustände die Augen geöffnet. Doch man unter solchen Verhältnissen das Wort „Familienleben“ überhaupt noch anzuwenden? Unendlich viel ist hier noch zu tun, bis die einfache Grundfrage geschaffen ist, auf der ein Familienleben gedeihen kann.

Als der bewährte Laie niedriger Resultate und Schmitterkajernen führt was der Weg in die Welt der modernen Schöten, der Großbetriebe und Fabriken, in denen Tag und Nacht die eiserne Hammer unserer Zeit, die Maschinen rattern und dröhnen. Über 400.000 Menschen leben Tag um Tag an der Maschine, während die der Haushalt liegen bleibt und die Kinder sich selbst überlassen sind. Wie sieht das Familienleben dieser Frauen aus?

Es gibt besonders beschäftigte, körperlich und geistig widerstandsfähige Frauen die ein geregelt Familienleben aufrechterhalten, die ebenfalls noch so viel Spannkraft haben, um sich mit den Kindern zu beschäftigen und auch dem Mann das Gefühl eines Zuhause vermitteln zu können. Viele Frauen jedoch sind, wenn sie von der Arbeit nach Hause kommen, so müde, wie es eben nur überlastete Menschen sind, von denen etwas verlangt wird, daß über ihre Kraft geht. Die Kinder werden der Mutter anvertraut, der Haushalt ist

vernachlässigt und unsauber. Oft geht auch der Mann seinen eigenen Weg, und damit wird der Schlüssel zu einem gerüttelten Familienleben gelegt. In anderen Fällen gibt das Verhalten der Frau den Ausschlag. Sie sieht das lebende Leben um sich her, von dem sie ausgeschlossen ist, und der Hunger nach Freude und Sorglosigkeit wird übermächtig. Man mag diese Typen pflichtvergessener, Frauen und Mütter schelten, aber man muß auch bedenken, daß eine unendliche Selbstlosigkeit dazu gehört, an den Abenden, an denen der berufstätige Mensch neue Kräfte sammelt, täglich von neuem einen Berg häuslicher Arbeit vorzufinden und zu bewältigen und womöglich noch an den Sonntagen am Waschtisch oder bei der Plättarbeit, beim Nähen oder Fliden in die enge Wohnung gebannt zu sein, während draußen frohe Menschen vorüberwandern.

So zwingen die wirtschaftlichen Verhältnisse heute noch Tausende und Abertausende von Frauen und Müttern, die gern innerhalb der Familie wirken, die mit Freude ihre Kinder selbst erziehen und den Haushalt mit Überlegung und Vernunft, also ganz im Sinne eines Lebensberufes führen möchten, ihr Heim zu verlassen und sich ihr schweres Brot außerhalb der Familie zu verdienen, weil der Mann entweder arbeitslos ist oder weil sein Verdienst für die Familie nicht ausreicht. Wenn rechtsgerichtete und kirchliche Kreise in salbungsvollen Reden es beklagen, daß in vielen Familien heute das „Familienleben“ so bedauerlich daniederliegt, so ist dem immer wieder zu antworten, daß weder die „gefunzene Moral“ noch der „neue Staat“ daran schuld sind, sondern zur „Hebung des Familienlebens“ gibt es nur einen Weg: Eine wenn auch noch so bescheidene wirtschaftliche Grundlage zu schaffen, auf der allein erst ein in geistig-seelische sich erstreckendes Familienleben, ein Zusammenleben von Eltern und Kindern, bei dem auch die Güter unserer Kultur, Wissenschaft und Kunst zu ihrem Rechte kommen, ein Familienleben, wie wir es erstreben, gedeihen kann. (Ete.)

Um den Abtreibungsparagrafen

Der berüchtigte Abtreibungsparagraf, der im Strafgesetzbuch die Nr. 218 trägt, wird jetzt heftiger als je umstritten, wo ein neues Strafgesetz in Vorbereitung ist. Dieser Paragraf verbietet bei schwerer Strafe die Unterbrechung der Schwangerschaft. Unzählige Jahre Gefängnis, eine Masse von Stüchtern der Frauen und viele Tausende von Todesfällen fallen auf das Konto der unsinnigen gesetzlichen Bestimmung. In erster Linie sind es die Armen, die unter diesem Produkt einer verächtlichen Paragrafenarbeit zu leiden haben, denn die Reichen können sich, wenn sie die Schwangerschaft unterbrechen wollen, ihres Hausarztes bedienen oder ins Ausland reisen. Was Wunder, daß die Vertreter der unteren Schichten für die Beseitigung dieses Paragrafen scharf eintreten. Nicht weniger scharf treten alle die Leute für die Beibehaltung ein, die die Bedornung der unteren Schichten geschäftlich betreiben. Das sind vor allem die Deutschnationalen und die Zentrumskräfte mit dem vielgestaltigen Troß von Eitlichkeitskämpfern, die sich anmaßen, die innersten Dinge und Gefühle der Mitmenschen mit Paragrafen und Strafrichter regeln zu müssen.

Das Berliner Tageblatt hat eine Rundfrage veröffentlicht, in deren Rahmen sich der Reichsarbeitsminister Wiffel unter der Überschrift: „Kart mit den Fügen“ folgendermaßen äußert: „Die gegenwärtige strafrechtliche Behandlung der Abtreibung hat eine völlig unbillige, innerlich unweiche Lage geschaffen. Die Bestrafung der Abtreibung richtet sich praktisch einseitig gegen die unheimliche Verhütungsmittelherstellung; das Gebot im Interesse der Erhaltung der Menschheit vor dem Verfall der strafrechtlichen Moral, eine Änderung eintreten muß. Ich glaube, daß strafrechtliche Verbote nicht geeignet sind, den Schädigungen entgegenzuwirken, die bei der Unterbrechung unerwünschter Schwangerschaft dem Volksgangen wie auch den betreffenden Frauen entstehen können. Ich bin vielmehr der Überzeugung, daß das Problem viel tiefer liegt, und daß nur eine grundlegende Änderung unseres gegenwärtigen Rechts und eine wirtschaftliche Besserstellung von Mutter und Kind wirkliche Abhilfe schaffen kann. Wenn sich die völlige Herausnahme der Abtreibungsbestimmungen aus dem Strafrecht nicht ermöglichen läßt, muß am mindesten gefordert werden, daß gleichberechtigt neben die rein „medizinische Indikation“ die „soziale Indikation“ tritt. Dem Arzt muß das Recht, die Abtreibung vorzunehmen, auch dann eingeräumt werden, wenn für die Frau aus sozialen Gründen die Unmöglichkeit vorliegt, gesunde Kinder aufzuziehen und als Mutter selbst gesund zu bleiben.“

Bevölkerungsstatistisches

Die Gesamtbevölkerung unserer Erde wird gegenwärtig auf etwas mehr als 1,5 Milliarden Menschen geschätzt. Man nimmt an, daß sich die Menschheit in den letzten 125 Jahren um 145 % vermehrt hat, und zwar in den letzten 50 Jahren um 1,57 %. Die Bevölkerungszunahme ist selbstverständlich eine außerordentlich beschleunigte. Auf den Quadratkilometer berechnet weisen die Insel Java mit 266,18 Menschen und Belgien mit 255,74 Menschen die größte und Australien mit 0,71 Menschen die geringste Bevölkerungsdichte auf. Die Furcht, daß unsere Erde für ihre Bewohner bald zu klein würde, ist unbegründet, denn auf ihr könnten unter Angrundelegung der nordamerikanischen Lebensverhältnisse 2,333 Milliarden Menschen, der deutschen 6,6 Milliarden Menschen und der japanischen gar 22 Milliarden Menschen leben. Wie man sieht, wird also das Dichtermotiv: Raum für alle hat die Erde, noch lange Zeit seine Berechtigung behalten.

Lieber Simplizissimus!

Aus der Fülle eines Gaugaines kommen in kurzem Abstand hintereinander zwei jüngere kräftige Männer. Anscheinend Zimmerleute, Werkwändig ist an ihnen, daß sie je einen Arm rechtwinklig gehengt erhoben tragen. Eine Frau betrachtet die beiden mitteilend, sucht sich ein Herz und fragt den ersten: „Ach, simplizissimus! Sie man, junger Mann, id wollte bloß ma fragen, haben Sie det mit den Arm von einer Sawundung?“

Der Zimmermann guckt sich die Frau an, guckt sich den Arm an, dann dreht er sich um zu seinem Kollegen und ruft: „Menschenskind, Wage, jetzt ham wa ja den Balken vafessen!“ (Simplizissimus.)

Die bewachtende Wirkung der Musik. Unter dem Stichwort: „Leder geht nicht mehr in die Stechierhülle“ erzählen die „Sohnr-Klänge, Rittersingsblatt für Freunde der Bohner-Harmonika“: „Bei einer in Weidenau abgehaltenen Zusammenkunft von Orchesterleitern hörte man viel Erfreuliches über den glänzenden Erfolg des Rundharmonikaabends das häusliche Leben. Ein Mädchen von etwa zwölf Jahren säubert in der Schule dem Lehrer, wie schon es jetzt gegen früher im Elternhause dank der Rundharmonika sei. Die jüngeren und älteren Geschwister spielen und singen des Abends nach Herzenslust und ein Volkslied ertönt nach dem andern. Auf die etwas skeptische Frage des Lehrers, was der Vater dazu sage, erfolgt die freudentzündliche Antwort: „Leder bleibt jetzt zu Hause und geht nicht mehr in die Stechierhülle.“ — Das immer vollständiger werdende Instrument (es gibt jetzt bereits „Rundharmonikaorchester-Bratler“) scheint sich vielfach auch als Anziehungsmittel und Kitt für Jugendeckere zu erweisen und so auch bei der Jugend eine gegenströmige, vor manchem Unfug und mancher Gefahr behütende Rolle zu spielen.“

Freiheit

Freiheit! Freiheit!

Du Wunderwort, du Wunderwort!
Du Inbegriff der herrlichsten der Lieder,
wie klingt du in des Menschen Seele wieder;
Ein Wunderwort, ein Wunderwort,
der alles Schönste in sich birgt,
der alles Schönste aus sich wirft!

Freiheit! Sie wird nicht ohne Mühe dein,
will wie ein schönes Weib errungen sein.
Nur kämpfend dringst du vor
zu ihrem köstlichen Genuss,
nur wenn du sagst: Ich weiß, ich muss
und kann nicht anders!

Du bist nicht frei, wenn du das Schlechte
du bist nicht frei, wenn du erwählst,
was dir bequeme Freuden schafft,
ein Sklave bist du deiner Leidenschaft.

Doch führt der Weg zur Schönheit auch durch
droht er im Kampfe selbst den Tod, — Not,
dass du erkennst und weißt, du mußt,
und vorwärts gehst du mit jauchzender Lust,
bleibt deinem Ziel vollendet treu,
dann bist du frei!

Die Schönheit ist des Werdens Ende!
Die Schönheit ist des Werdens Ziel!
Vollendetes Gezwungensein,
den Weg zu wandeln vollbewusst
nach diesem Ziel ist — Freiheit!

Geopold Jacoby

Träumerei vor Läden

Du wirst überlegen lächeln, Bruder und Schwester Mitmensch, daß man vor Schaufenstern stehen und seine Gedanken und seine Sehnsucht schweifen lassen kann. Du gehst am Vormittag in die Stadt, um Einkäufe zu besorgen; plan- und zwecklos, abgegriffen die Zeit und mit wöhleryproben, guten Vorsätzen, wie man solche eben nur am Vormittag zu haben pflegt. Ich weiß, du bemühest dich auch am Nachmittag und am Abend, um den notwendigen Erfordernissen des täglichen Daseins Genüge zu tun. Aber hast du schon einmal, brennend vor Verlangen und über dich selbst hinauswachsend, vor der Fülle eines Schaufensters gestanden und dich in die Verhandlungen hineingerückt, die dir die Gegenstände beschweben? Entgegengehielt? Nicht nur etwa so, daß du dieses Schmuckstück, diesen Brillantohrring, diesen Saffianlöffel oder jenen Kaffeebecher gewünscht hättest, sondern losgelöst von deinem kleinen Ich, schwebend über den Dingen und sie doch herbeiführend und lebendig machend durch dich selbst.

Da ist ein Schaufenstergeschäft. Das Schaufenster ist sehr prägnant ausgestattet: räumig, Spiegelgläser, damit sich die prägnanten Formen der Dekoriererin von allen Seiten darbieten und sie ja nicht den kühnen und bewegenen Schwingung der hohen Edelsteine übersehen. Welche eine Fülle von Farben und Formen! Schmal wie drei Finger einer etwas verblühten Mannhand die Spange von einer natürlichen Süßigkeit, wie man sie an Korallenküsten gefunden hat. Neben diesem leichten und zierlichen Halbhaub (lies Aghel-schul) suchst du vergebens den Schmuckstückel. Das ist eine inwärtlich ausgestorbene Sorte, die höchstens noch von Damen über 60 Jahren verlangt wird. Und wie du langsam weitergehst, greifst das leichte Schaufenster dich höhnisch aus Spiegeln an; selbstbewußt und ein wenig selbst, verpielt und ganz ohne Lebensart, und du erinnerst dich unwillkürlich an den peinlich probigen Spiegelkaal in Versailles und auch sonstige glasstarrnde Lokalitäten, in denen kein Reich, aber mancher Lebensbund auf zusammengeschmiebelt wurde, um meistens bald wieder in die Früchte zu gehen.

Wie fassam die Gegenstände des Schaufenstergeschäfts im blauen, riefelnden Licht der matschigen Lampen ruhen! Wie kleine Ungeheuer drohen die schwarzblauen Brunnings. Und daneben der Rastler blühender Obststände. Wie nahe sind die Symbole von Leben und Tod beisammen!

Ob der kleine, fette Herr, der eben in den Laden geht, sich einen Kleiderkasten, um einen gewissen Punkt hinter sein Dasein zu setzen? Gewiß nicht, er sieht zu gesund und zu frisch beherbergt aus. Unter solchem Zeichen pflegt man seinen Selbstwuchs auszuführen. Aber vielleicht läuft er doch einen Brunnings, weil er kündigt vor Einbrechern hat und sein Wolfshand ihm nicht genügt. Wahrscheinlicher ist allerdings, daß der junge Herr noch zwei Duzend Obststände, noch eine Serie Vorkämpfer und noch eine größere Kommandantente (aus Messinggerath, getrieben und mit hübschen Mustern geprunzt, so für alle Tage) als unerlässlich notwendig für seinen Haushalt gebraucht.

Automatische Klaviere und Grammophone mit und ohne Erleuchtete Leuchte eröffnen sich! Bineviell ungenossene Sonne fürs Gefühl und Gehör schlummern in diesen Kästen. Noch ungebrochene Lebenslust wird aufbrauen, sich erheben und wieder verfließen, wie sich das nun einmal für alle menschlichen Regungen gehört, die nur durch ein mechanisiertes Dasein hervorgehoben werden; Erleuchtung.

Erlöschen und beruhigend in seiner vornehmen Zurückhaltung wirkt dagegen das Fenster voll Bücher. Ein geheimnisvolles Wesen ist hinter der Glasstube. Tausenderte und Tausenderte haben sich hier aufgefunden, viele Wölfer geben sich ein friedliches Ständchen und die nervöse, geübte Gegenwart klist unanhaftfam und machtsam vorüber. Manchmal bleibt ein Jüngling oder ein älterer Mann stehen und liest die Namen der Bücher. Ein Ehepaar kommt dazu, aber es verweilt nicht lang; ungeduldig drängt die Frau, deren Augen unstill und schweifend andere Dinge suchen und begehren, am Weitergehen. Fast alle Gebiete menschlichen Wissens sind hier gepapelt und ruhen einträchtig beisammen. Die Bücher sind stille Gefährten; sie sind so bescheiden, daß man das Gefühl hat: überflüssige und atmofische Überreste einer früheren Zeit, fast verdrängt durch Fußballwettkämpfe, die eine ganze Stadt in Atem halten, und Vorkämpfe, die Millionen und Abermillionen selber verfolgen und über die manche Zeitung mit hingebungsvoller Ausführlichkeit und unerschörter Genauigkeit berichtet.

Vielleicht ist es nur der gauerhafte Klang der vielen elektrischen Glöhbirnen, die wie Wägen einer festsamen Pflanze ihren bezaubernden Duft verströmen, so daß man gesungen und betäubt, ist gelöst von dem allzu irdischen Asphalt durch die abendlichen Straßen schwebt; phantastisch befügelt wie nur in keltischen Träumen. Und schließlich geht man wieder heimwärts und erinnert sich: als wir noch Kinder waren, die Welt rätselhaft verschlossen und dampf vor uns lag, da fanden wir manchmal vor einer Kandidatur, sahen mit heißen Augen nach vielfarbigen Bomben, nach Pralinen, die in geheimnisvoll schimmernde Papierhüllen gewickelt waren, fanden vor Papierkläden und betrachteten die Silberbogen zum Ausschneiden und Aufkleben so lange, bis sie vor unseren

Widen verschwammen. Und jetzt, da wir „reifer“ geworden sind und uns so viel Kaschereien und Silberbogen kaufen können, daß unsere Entel noch davon übrig behalten: sind wir weniger naiv? Wie kirbt das Wunschgerlingen des Menschen, und wenn es auch nicht mehr so einfach und rein ist wie ehemals, wenn sich auch die Zusatzstoffe verdichten und die Wertmaßstäbe geändert haben, die Quelle, aus der all unser Begehren strömt, verfließt er mit dem Tod. Oder es sei denn, daß einer schon zuvor ein wahrer Weiser geworden wäre. Kurt Offenbürg.

Schleichendes Gift

O Mel La Mante ich viel erzählst! Glauben Sie denn, daß die beiden ...?
Was Sie nicht sagen!
Und nun beginnt E auszupaden, auszuschütten, und Verbrehungen, Entstellungen, Verdächtigungen und Verleumdungen folgen aufeinander, jagen sich. Es scheint, als verstände E die „besprochene“ Person aufs genaueste, als sei kein Winkel ihres Herzens ihm fremd. Ist solche Menschenkenntnis nicht staunenswert? Woher nur dieses fabelhafte Wissen?
Wer sich von dem Geschwätz solcher Menschen nicht betreten läßt, wer Ruhe und Kritik bewahrt, wird bald erkennen, daß es Seifenblasen, aber keine Tatsachen sind. Diese „menschenskennde“ Leute, die sich so liebevoll um ihren Nächsten kümmern, geben kein Bild ihres Mitmenschen, sondern sie — malen sich selbst ab.
Das ist diesen Menschen nicht bekannt. Sie bilden sich ein, andere Menschen zu kennen, aber sich selbst kennen sie nicht. Bei solchen Gelegenheiten offenbaren sie dem Kenner ihre Seele. Es ist immer verächtlich, wenn Menschen mit so viel Eifer und Leidenschaft von den Schwächen und Gebrechen anderer reden. Solche Angriffe dienen der Verteidigung. Hohlheit soll zugebedt, Schwäche bemantelt, Faulheit überdeckt werden. Sie greifen unbewußt zu den Mitteln wie der Halbstärke, der sich heidenhaftiger Laten rühmt.
Das Juridikfallen in Lebensformen, die sie nach ihrem standes-amtlichen Alter längst übermunden haben sollten, zeigt an, daß wir es hier mit seelisch nicht ganz gebunden Menschen zu tun haben. Sie tragen so viele unerfüllte Wünsche mit sich herum; Wünsche, die ihnen das Leben nicht erfüllen, nicht erfüllen konnte, und die sie selbst nicht zur Erfüllung und Reife bringen konnten. Aber sie schoben die Schuld von sich, aus sich selbst heraus auf das Leben. Und das Leben ist etwas, das sich gegen diese Vergewaltigung nicht wehren kann. Dies Übertragen zeigt deutlich die innere Freigheit. Die Leute sind vor sich selber auf der Flucht.
Welche unterdrückten Wünsche wirken am verheerendsten? Wir brauchen nur die Gespräche der gekennzeichnen Schwächer beachten. Das meiste brecht sich um Dinge des Geschlechtslebens. Den Sexualtrieb, den härtesten und elementarsten aller Triebe, können sie nicht bändigen. Moralische Hemmungen, Furcht vor Folgen machen seine natürliche Auswirkung unmöglich. Was tun? Man unterdrückt ihn. Man verbrennt ihn aus dem Bewußtsein, will nicht mehr an ihn denken. Im Traum während des Schlafes, im Gedankenlinien während der Dämmerstunden, in einsamen Minuten während des Tages, da meldet er sich wieder, da begehrt er auf und fordert ungezügelter denn je seine Erfüllung.
Die Menschen leiden darunter. Lotzfragen ist der Trieb nicht. Wo man ihn nicht mit Gewalt vermindert, setzt sich der unterdrückte Trieb um in Erschütterungen. Bei dem einen treibt er zu Höchstleistungen (Sport, Wissenschaft, Kunst), bei anderen zu Absonderlichkeiten (Fetischismus, Sadismus, Onanie), bei anderen wieder zu formlosen Phantasiespielen (Klatsch, Verleumdung). Für die letztere Gruppe bedeutet es eine wonnevolle Befriedigung, im Geschlechtlichen zu wühlen. Natürlich darf dabei kein Schaden auf sie fallen. Das verlangt die Moral. Dafür wird von anderen erzählt, was die Phantasie nur erinnern kann. Und es drängt sie, alles von sich zu geben, was als schwere Last in ihrer Seele ruht. Unbewußt malen sie sich Wahrheitstheorien ab. Darum macht ihr Gebred auch den Eindruck des Wahnsinns und ganz gleich ihnen. Die Zuhörer leiden unter ähnlichen Zuständen und lassen in dem Kameraleben dieser Phantasien ihren eigenen unterdrückten Wünschen freien Lauf.
Wer ist das Opfer? Jeder, der irgendwo den Reiz dieser Leute erlebt. Insbesondere solche, von denen sie merken, daß sie seelisch gesund sind. An denen üben sie Macht. Schülgen kann sie niemand dagegen. In ihrem bergliffenen, verheulten Seelenleben erscheint ihnen alles verächtlich. Besonders im Geschlechtslichen geht ihnen die natürliche Auffassung ab, die ein Teil unserer Jugend (unter dem Druck dieser Verdächtigungen stehend) sich erkämpft.
Was sind denen um? Gerichtliche Strafe für den Verleumder? Sie kann nützlich wirken, indem sie bei genügender Schärfe der Person selbst an, so merken wir, daß sie nicht gesund ist. Es ist eine neue Triefstaung dazu gekommen. Es hilft nur das Gegenteil: das Lösen, das Befreien. Ohne Scheu sich ausprechen können, rüchrislos sich befreien können von dem seelischen Druck bei einem gültigen, vertrauenswerten, verstehenden Menschen; nur das hilft, nur das heilt.
Wo sind solche Menschen? Sie sind nicht dicht gefät. Die vergangene Zeit hat wenig Wert auf sie gelegt. Der durch sie herangegübete liberalistische-geoffitliche Mensch ist so solcher Sendung unbrauchbar. Erst die neue Zeit, die den brüderlichen denkenden, den sozial handelnden Menschen bildet, erbt diese Zeit wird in der Weltanschauung des Sozialismus die Bahn freimachen für diesen Menschen. Wiltst du ihn heute schon finden, mußt du deine Seele suchen. Sie wird dir selbst im Dunkel unserer Tage Menschen weisen, bei denen leicht deine Junge sich löst und gem dein Herz sich öffnet.
P. S ch ü n f e.

Ja früher!

So schloß der Neue stets seine Rede, wenn er während der Arbeitspausen in der Kantine sein schnobdriges Mundweert ungefragt in die Unterhaltung der Kollegen hängte und durch anzügliche Nebensarten die alten Gewerkschafter provozierete.
„Ein Mel.“ sagte der alte Siebert, „dem Achtgrößenjungen traue ich nicht über den Weg. Seht euch dort!“
Es gehörte allerdings nicht viel dazu, sich über das Wesen dieses Querulanten klar zu werden. Er gab sich überraschend, so daß man in ihm den blutrünstigen, auf Terror eingestimmten Volkshewiten vermuten konnte. Hauptächlich verlästerte er die freien Gewerkschaften und die Kollegen, die für sie tätig waren. Mit seinem „Ja früher“ ward er für die Rationalsozialisten und entwidelte dabei ein Geschid, wie ein Nilpferd beim Weildes-pflücken. Man erkannte, daß man es mit einer modernen „Jelle zur Durchsetzung der marxistischen Arbeiterschaft“ zu tun hatte.
„Sinks liegen lassen“, sagte wiederholt Kollege Siebert, „solche gegahlte Wurschen kann man nicht befehren, die muß man auf die Straße laben.“
Am nächsten Tag führte der Gelbe wieder seine anzüglichen Reden. Ja früher, da durfte der Leistungsfähige auch noch etwas verdienen. Heute verbietet das ja die Gewerkschaft. Früher blieb neben dem Gattessen auch noch ein Spargrößen. Das frist heute der Staat weg. Ja früher ...
Darauf hatte der alte Siebert gelangert. Er wäre dem Provo-kateur gern über das lose Maul gefahren, aber er beherzigte sich und meinte: „Du sollst recht haben. Früher war es anders. Wenn ich bloß an meine Jugend denke, wir hatten immer reichlich zu essen. Im Winter öfnete mein Vater das Kellerfenster, brachte einen Kahlkopf und warf ihn in den Keller. Am anderen Morgen ging er mit einem Holzfäher und einem Kesser in den Keller und schlug die Haken, die dem Kahlgeruch nachgelaufen und dabei in unseren Keller gefallen waren, hinter die Öffel. Zwei bis drei Dosen hatten wir jeden Sonntag in der Pfanne. Das war nun früher ja.“
Wenn wir Bild nicht mehr ... den, dann holte mein Vater Gefügel. Ich mußte einen Gaf ... en und wir gingen auf verschneite Felder, wo einzelne Bäume standen. Auf diese trieben wir die Krähen. Dann nahm mein Vater ein Stück Jüder, sprachte

barauf und lief langsam um den Baum herum. Die neugierigen Krähen verfolgten jede Bewegung durch Drehen des Kopfes und wenn mein Vater um den Baum herum war, fielen sie tot vom Baume; sie hatten sich selbst den Hals abgedreht. Ich brauchte bloß den Gaf vollzaden und nach Hause tragen, und nachelang hatten wir unsere Krähen im Topf, die stets wie junge Tauben schmeckten.
Ja früher war das eben eine Kleinigkeit.

Wenn wir am Gefügel genug hatten, holte mein Vater Fische. Er ging an den Teich, sog die Hufe herunter und feste sich mit dem nassen Hintern auf den Schlammgrund. Augenblicklich kamen die wärmefuchenden Schleien, schmeigten sich an das weißschimmernde Fleisch meines Vaters, der behutsam an den Beinen entlang griff, und wenn er eine gefast hatte, wart er sie in großen Vogen an das Ufer, wo ich mit dem Gaf stand und immerzu die Schleien bloß einzufaden brauchte. Monatelang hatten wir Schleien und wir Kinder mochten schon gar nicht mehr Schleie blau in Butter fressen.
So war es auch mit Aale. Alle Tage Aale kann der gesunde Mensch nicht vertragen. Und von der Sorte schleppte mein Vater immer die schwere Menge heraus. Abends lief er in die Teichwiesen und streute grüne Erbsen. Am anderen Morgen brachen wir beim Morgenrauten auf, legten uns in den feuchten Wiesen auf den Bauch und suchten die Schleimpuren, die die Aale zischen, wenn sie auf das Sand gehen. Auf diesen Spuren rutschten sie auch wieder in den Teich zurück. Hatten wir eine Spur, dann bestrauten wir sie meterlang mit trockenem Sand, damit die Aale nicht zurückdrücken konnten und suchten den Wurschen. War er entdeckt, dann brach ihm ein Stockschlag das Kreuz und „in in den Ruckel“. 20 bis 30 Stück je 2 bis 3 Pfund schwer brachten wir allsonntäglich heim, ja, zu früher, da war eben noch was zu machen.“

Siebert schweig und nahm einen tiefen Zug aus seiner Kaffeeflasche. Die Kollegen schmunzelten.
„Warum kann das denn heute nicht mehr sein?“ plagte der Gelbe heraus. Er konnte nicht einsehen, warum in der Republik nicht genau so gewöhnt werden könnte wie in der Monarchie. Im-schieen das unter der heutigen Verfassung doch viel eher möglich.
„Du Dämelsad, du großartiger“, sagte der alte Siebert bedächtigt, „heute rennt doch kein Gafe mehr um ein bißchen Kofel in den Keller, auch die Krähe guckt sich um ein Stückchen Boden nicht mehr um und der Schleie fällt es schon gar nicht ein, wegen etwas Wärme das Leben zu riskieren. Um ein paar grüne Erbsen rutschst schon lange kein Aal mehr auf die Wiesen. In der alle nicht mehr so behelbenden wie in der Monarchie. Nur ihr zwei-fieinigen Hammel seid so bußlig wie eure Vorfahren geblieben.“
„Prof!“ machte der Alte, sog nochmal kräftig an seiner Kaffeeflasche.
Seit der Zeit haben die Kollegen vor der Belle Ruhe.
Paul G a a s t.

Wer schreibt / der bleibt

Kalkulation. Dieses Wort spielt beim Affordarbeiter eine große Rolle. Und doch kümmern sich die wenigsten darum, was die Kalkulation für sie bedeutet. Für den Unternehmer ist die Kalkulation die Grundlage, um den Profit zu steigern. Kommt eine Maschine zum Bau, so wird bis zur kleinste Schraube jede Minute Arbeitszeit eingetragen und festgesetzt. Dann werden noch einige hundert Prozent auf die Kosten geschlagen und das ist der Preis für das Produkt.

Mit dem Essen kommt bekanntlich der Appetit. Es heißt, die Maschine so billig wie möglich herzustellen. Nicht etwa um sie billiger an den Verbraucher zu verkaufen, sondern um einen größeren Profit zu erzielen.
Der Unternehmer gibt an, das Risiko zu tragen. Auf jede Art und Weise wird versucht, die Marktpreise herabzusetzen, die Arbeiter angutreiben, Verbesserungen einzuführen, fürzum, bei gleichem Verkaufspreis muß die Maschine billiger hergestellt werden. Die Konkurrenz wird natürlich auch ins Treffen geführt.

Was tun bei diesen Vorgängen die Affordarbeiter? Sie erhalten ihre Arbeitskarten, auf denen die kalkulierten Zeiten und Preise vermerkt sind. Den Aufwand an Zeit, den der Arbeiter braucht, schreibt er auf die Karte, stempelt sie an der Uhr ab, gibt sie dem Tag-schreiber und so ist die Sache für ihn erledigt. Den meisten Arbeitern fällt es gar nicht ein, sich eine Notiz von ihrer geleisteten Arbeit für den Privatgebrauch zu machen. In einem Betrieb, wo die Arbeit-stände sehr oft wechseln, ist es deshalb gar nicht möglich, von dem Affordarbeiter zu erfahren, was der genaue Preis von einem Stück eigentlich ist. Bei Affordbetriebligkeiten können sich die Betriebsräte und Affordkommissionen von diesen Tatsachen oft genug überzeugen. Weht die Sache auch einmal an das Gericht, dann stehen solche Arbeiter ohne Unterlagen für ihre Forderungen dem Unter-schmer gegenüber. Diese Interesselosigkeit der Affordarbeiter hat sich oft bitter gerächt. Jeder Arbeiter, der über seine Tätigkeit bei Affordarbeit nicht Buch führt, schädigt sich und seine Kollegen auf das schwerste.

Belanntlich sehen es die Unternehmer nicht gerne und viele dulden es auch nicht, daß sich der Arbeiter während der Arbeitszeit Notizen macht. Es geht ja so viel Zeit verloren, die der Stoppuhr-mann nicht verantworten kann. Trotzdem muß der Aufftrieb erfolgen. Man kann es auch so Hause machen. Der Unternehmer weiß dann, daß ein denkender Mensch ihm bei Affordbetriebligkeiten entgegensteht.
Arbeitsgemeinschaft wollen die Unternehmer haben. Aber nur eine solche, bei der sie allein den Nutzen haben. Anders kann es nur werden, wenn die Arbeiter selbst sich um ihre Sachen kümmern und Buch führen. Deshalb: Wer schreibt — der bleibt. G. G r.

Psychische Hygiene der Freiheit

Das Leben unserer Tage stellt ungeheure Anforderungen an die Nerven, und es ist kein Wunder, daß die Schädigung der Nervenkraft in furchtbarer Weise festgesetzt worden ist.
Das Mel hat seine Ursache in der übermäßigen und einseitigen Arbeit, im Dösen des modernen Verkehrs, im engen Wohnen, im Hunger und Sorge, und erst, wenn diese Ursachen beseitigt sind, wird die Nervosität nicht mehr diese allgemeine Volkskrankheit sein wie heute.
Über Binderung der Schäden ist möglich, und da hat die F r e i z e i t dem Menschen große Dienste zu leisten. In dieser psychischen Hygiene der Freiheit gehört der gesunde Sport; auch Nelechsucht im Sport wirkt auf die Nerven gerrütend. Dazu gehört auch die Bewahrung vor Ausfühweifung und fasscher Veltüre. Dazu dient auch der ruhige Schlaf.
Auch in den Extremen, die die Arbeiterbewegung aufweist, zeigt sich oft diese Schädigung der Nervenkraft durch das Leben und es ist ein Kulturdienst, diese Nervenkraft durch psychische Hygiene der Freiheit zu schonen, soweit es geht.

Heiß Feuer verhüten!

Mit Unterstützung und Förderung der Behörden des Reiches und der Länder veranlassen die in der Arbeit- und Interesses-gemeinschaft deutscher Feuerwehrgemeinschaften zusammengeschlossenen Spitzenverbände der Feuerwehren Deutschlands in der Zeit vom 27. April bis 4. Mai 1930 eine

Feuerfähr-Buche.

Die Feuerfähr-Buche ist gedacht als eine wirkungsvolle und großartige Aufklärungsaktion, die in allen Bevölkerungsschichten den Gedanken der Feuerfährdung wachrufen und jedermann den aus vorbeugendem Feuerfährdung sich ergebenden Nutzen vor Augen führen soll. Angehört der erscheidenden Verluste an Menschenleben und Sachwerten ist die Durchführung dieser Feuerfähr-Buche aus menschlichen und volkswirtschaftlichen Gründen zwingende Notwendigkeit.
Das mit der Vorbereitung und Durchführung der Feuerfähr-Buche beauftragte Organisationsbüro befindet sich in Berlin SS 11, Schönebergstraße 20 (Feuerwache Kafenplatz).



Verbandsleben



Wirtschaftsschule Dürrenberg

Mit der folgenden Zuschrift ist die Ausdruckschrift geschlossen.

Verschiedentlich sind Anregungen für unsere Wirtschaftsschule gemacht worden, so auch in den letzten Nummern der Metallarbeiter-Zeitung.

Der Kollege G. S. (in Nr. 51/52), ein Teilnehmer des Aufsichtsrats, drückt sein Mißfallen darüber aus, daß er zehn Minuten täglich mit noch einigen Kollegen das Arbeitszimmer der Schule austauben mußte und sich im Anschluß daran den Kopf darüber zerbrach, was diese Tätigkeit mit dem Aufsichtsratskurs zu tun habe.

Ich hatte diese Bemerkung als einen Scherz aufgefaßt, denn ich stelle mir nicht vor, daß ein Kollege sich für eine solche Kleinigkeit wirklich „zu fein“ fühlen könnte (was sehr leicht aus diesen Worten zu entnehmen war).

Warum ich das sage? Weil uns ein Opfer für die Schule nicht zu groß sein darf. Ich habe Erfahrungen an einer Volkshochschule gesammelt, die bedeutend höhere Anforderungen an ihre Schüler stellt als die Kleinigkeit von täglich zehn Minuten Bereitschaftsdienst, den man, nebenbei gesagt, mit Freude ausübt.

Kollege Heilig wünscht in Nr. 1 der WZ Ergänzungen des Lehrplans nach zwei Richtungen. Erstens: Rednerkurse, zweitens: schriftliche Arbeiten oder deren Begutachtung in Stil und Rechtschreibung, hievon auch noch auf den Inhalt. Wie ich mich zu erinnern weiß, ist der Unterricht auf dreißig Wochenstunden verteilt (die Sonntage werden jeweils zu Ausflügen und Besichtigungen verwendet).

Infolgedessen stehen während den Winterwochenstunden etwa 120 Unterrichtsstunden zur Verfügung. Eine leider allzu kurze Zeit, denn jedes Gebiet des umfangreichen Lehrstoffes kann nur so weit bearbeitet werden, als die dafür festgelegte Zeit ausreicht.

Dabei verfährt man so, daß jeder Schüler das Gebotene mit Sicherheit für verstanden erklären kann. Eine Erhöhung der Stundenzahl würde an den größten Teil der Hörer in geistiger und körperlicher Hinsicht zu große Anforderungen stellen.

Ob eine solche Wüsselfortsetzung wäre, ist sehr fraglich. Wo man ein Unterrichtsgebiet kürzen könnte, ohne das Gesamtansehen ungünstig zu beeinflussen, ist aber auch sehr schwer zu sagen. Einmal über die Redekunst können während des Unterrichtes selbstverständlich eingelesen werden. Aber zu einem regelrechten Rednerkurs ist die Zeit nach meiner Auffassung doch etwas zu kurz.

Dies alles schließt aber nicht aus, daß der Schüler nach seiner Rückkehr vom Kurs, wenn er das Aufgenommene beginnt zu verarbeiten, sich unter Zuhilfenahme geeigneter Bücher selbst in die Geheimnisse der Redekunst ausführlicher einführt. Für diejenigen, die mit der Grammatik auf dem Kriegsfuß stehen, wird ein Lehrgang nicht viel Erfolg bringen.

Schriftliche Arbeiten. Es ist mir bekannt, daß das Lehrkollegium dabei keinem Schüler Einhaltswort zu sprechen mag. Mir schien, als ob die Schulleitung den Wünschen von Hörern entgegenkäme, nicht zu viel schriftliche Arbeiten zu verlangen.

Infolge dessen wurden während des vierwöchentlichen Lehrganges, den ich an der Schule mitmachte, etwa drei schriftliche Aufgaben gestellt. Warum macht nicht derjenige, der mehr anfertigen will, freiwillig davon Gebrauch und bittet den Lehrer um sein Gutachten?

Ich habe die Auffassung gewonnen, daß die Schulleitung bestrebt ist, den Lehrplan dem maturalistischen Auffassungsvermögen der gesamten Hörerschaft eines Lehrganges anzupassen und nicht nur einzelnen Teilnehmern. Deshalb steht die Freizeit jedem zu seinem persönlichen Besten offen. Das ist es ja, was uns von den herkömmlichen Schularten unterscheidet, daß jeder außerhalb des Unterrichtes sich nach eigenem Gutdünken wissenschaftlich betätigen kann.

Der eine schreibt lieber, während andere größere Vorliebe fürs Lesen haben. Jener vertieft sich in die Redekunst, dieser in die Wirtschaftsgeographie. Ich finde eine solche Arbeitsart sehr glücklich gewählt. Wer mit der Rechtschreibung nicht gut Bescheid weiß, findet da unter der Aufsicht eines Lehrers die beste Gelegenheit, seine Kenntnisse zu vervollständigen.

Wenn Kollege Heilig über gemeint hat, daß auf diese Art von Freizeitbetätigung etwas mehr Druck von der Schulleitung ausgesetzt werden müßte, bin ich mit ihm einer Meinung. Aber nur in kein Stadium, das für alle gelten soll. Ich bin überzeugt, wenn man über den Schüler (der ja sonst nicht weiß, weshalb er eigentlich da ist) an die Schulleitung heranzutreten war, man auch Entgegenkommen gefunden hätte.

Nacht denn nicht gerade die Verantwortung das Leben fesselnd? Der Arbeiter drängt nach einer Stellung als Vorarbeiter, der Vorarbeiter nach der Stellung des Meisters usw. Immer ein Drängen nach Verantwortung, weil die Verantwortung die Befriedigung eines starken menschlichen Triebes, freilich oft auch eine bessere Lebensstellung mit sich bringt.

Der Arbeiter ist sich zu 99 v. H. einig darin, daß ein Jahres-einkommen von über 10 000 M. die Gefahr in sich trägt, dem Empfänger die Gefühle zu rauben, die er als Vertreter der untersten Schicht benötigt. Es ist uns Arbeitern ein Bedürfnis, zu erfahren, wo jene Herren Schlächter sitzen, die beispielsweise dem Herrn Reichsbankpräsidenten Schacht einen Stundenverdienst von rund 185 M. lamplos ausjagen und ihm außerdem noch, wenn er in den Saal haut, eine millionenschwere Entschädigung zu sichern.

Die Arbeiterkraft sollte sich eigentlich angezogen fühlen bei der Arbeit, die unsere Großindustriellen und ihre Schächte am ehesten zu jammern berechtigt sind, glücklich schätzen, daß sie gelernt hat, anspruchslos zu leben. Dafür sollten die Arbeiter ihren Unternehmern und der Gesellschaft noch besonderen Dank abrichten. Beide sorgen doch dafür, daß für die Arbeiter billige Waren zur Verfügung gehalten werden.

Sie sind gegen sich selbst in auch den einen ans Herz zu legen, die die Aufgabe haben, in Arbeiterversammlungen zu sprechen. Würde zum Beispiel ein solcher Redner vor dem betreffenden Lokal, wo die Versammlung stattfindet, in einem Auto vorfahren und dann mit einer biden Zigarre im Munde vor der Menge über Not und Elend sprechen, so würde er schwerlich, und wenn er noch so tüchtig wäre, einen guten Eindruck bei der Versammlung machen.

Den jugendlichen Arbeitern kann nicht oft und nicht eindringlich genug gesagt werden, daß beim Lesen einer sozialistischen Zeitung oder eines guten Buches noch niemand verkommen ist, wohl aber durch den Alkohol.

Betriebsrat und Vermögenskontrolle

Können den Betriebsräten dieselben Rechte und Pflichten eingeräumt werden wie den Aktionären? Mit dieser hochbedeutenden Frage wird sich am 26. Februar das Reichsgericht zum ersten Male beschäftigen.

Der Betriebsrat der Firma Enginger Union-Werke AG in Mannheim hat von seiner Firma verlangt, ihm zur Erläuterung des Postens „Generalunterschied der Gewinn- und Verlustrechnung“ für das Jahr 1927 Angaben zu machen, und zwar über die Höhe der Gehälter des Vorstandes, der Angestellten, der Steuern, der Aufwendungen für besondere Lasten, wie Unfallversicherung, Vermögensversicherung, Krankenpflege, Erwerbslosenfürsorge und Anwartschaften, Reisepesen des Vorstandes, der Angestellten und der übrigen Kräfte.

Die Firma hat sich geweigert, solche Angaben zu machen. Auf die Klage des Betriebsrats hat das Arbeitsgericht in Mannheim durch Urteil vom 10. Oktober 1928 festgestellt, daß die Firma Enginger Union-Werke AG verpflichtet ist, dem Betriebsrat die fraglichen Angaben zu machen. Gegen dieses Urteil hat die Firma auf Grund der Bestimmungen des Arbeitsgerichtsgesetzes über das Beschwerdeverfahren Rechtsbeschwerden beim Reichsarbeitsgericht eingelegt.

Die Entscheidung des Reichsgerichts sieht deswegen besondere Schwierigkeiten, weil das Gesetz über Gewinn- und Verlustrechnung vom 6. Februar 1921, auf das sich das Verlangen des Betriebsrats (wenn man von der allgemeinen Bestimmung des § 72 WZ ab- sieht) berufen hat, das Ergebnis von Kompromißverhandlungen zwischen den Reichstagsparteien ist und daher einen Wortlaut aufweist, der verschiedenen Auslegungen Raum gibt.

Die Bestimmung der Arbeiterseite geht demgegenüber bei der Begründung ihrer Rechtsauffassung von der grundsätzlichen Voraussetzung aus, die die Stellung der Arbeiterkraft in den Betrieben durch die Reichsregierung und das Reichsgericht erfahren hat und die in der sogenannten „wirtschaftspolitischen Funktion“ der Betriebsvertretungen, das ist in deren Mitwirkung bei der wirtschaftlichen Leitung der Betriebe liegt.

Das Reichsgericht hat die Bestimmung des Reichsgerichtsgesetzes vom 6. Februar 1921, auf das sich das Verlangen des Betriebsrats (wenn man von der allgemeinen Bestimmung des § 72 WZ ab- sieht) berufen hat, das Ergebnis von Kompromißverhandlungen zwischen den Reichstagsparteien ist und daher einen Wortlaut aufweist, der verschiedenen Auslegungen Raum gibt.

Das Reichsgericht hat die Bestimmung des Reichsgerichtsgesetzes vom 6. Februar 1921, auf das sich das Verlangen des Betriebsrats (wenn man von der allgemeinen Bestimmung des § 72 WZ ab- sieht) berufen hat, das Ergebnis von Kompromißverhandlungen zwischen den Reichstagsparteien ist und daher einen Wortlaut aufweist, der verschiedenen Auslegungen Raum gibt.

Mitteilungen des Vorstandes

Telegrammadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern C.-U. 624 41, 624 42, 624 43

Mit Sonntag dem 9. Febr. ist der 7. Wochenbeleg für die Zeit vom 9. bis 15. Februar 1930 fertig.

Mitglieder, die auf die Reise gehen oder den Arbeitsort wechseln haben sich bei der Verwaltungstelle ihres bisherigen Aufenthaltsortes unter Vorlage des Mitgliedsbuches abzumelden. Mitgliedsbücher, die diese Abmeldung nicht enthalten, können von keiner Verwaltungstelle zur Anmeldung entgegengenommen werden.

Ungeschlossen wird nach § 22 des Statuts: Auf Antrag der Verwaltungstelle Ludwigs: Der Arbeiter Karl Paulh, geb. am 6. August 1908 an Grendelieb, Mitgliedsbuch Nr. 6728 627, gemäß § 22 Abs. 1 c. Stuttgart, Hübnerstraße 16. Der Verbandsvorstand.

Zur Beachtung! • Zugang ist fernzuhalten:

von Carosierarbeitern aller Branchen nach Basel St. von Formern und Gießereiarbeitern nach Landau i. Pfalz (Sa. Eichhorn) D. von Metallarbeitern nach St. Louis in Ober-Elb (Sa. Strömmer, Aluminium abrit) D.

U = Lohnbewegung; D = Differenzen; v. St. = Streit in St.; St. = Streit; W = Wagnereinnahme; Wt = Wagnereinnahme; A = Ausverrunn.

Verbandsanzeigen

Aufmerksam machen. Der sich auf der Reise befindende Kollege Mag Schöder, geb. am 7. August 1868 in Döbering, eingetretten am 13. August 1922 in Breslau, hat bei Ergebung der Lokalunterstützung in der Verwaltungstelle Wittenberge sein Mitgliedsbuch liegen lassen. Darauf mögen ihn die Verwaltungstellen, wo Schröder vorpricht, aufmerksam machen.

Bausparkassen

Es wird uns von der Demog geschrieben: Die sogenannten kollektiven Bausparkassen hatten in letzter Zeit einen starken Zulauf an Bausparern und infolgedessen einen raschen Aufstieg zu verzeichnen. Dabei ist aber vom Standpunkt des Arbeiters besonders auf zweies hinzuweisen, das bei der Benutzung dieser Bausparkassen äußerer Vorzicht erforderlich ist.

Der Gedanke des Bausparens ist deshalb aber nicht zu verwerfen, weil er in der Art der heutigen Anwendung in Deutschland nicht einwandfrei ist, sondern es ist zu untersuchen, inwiefern er auf bessere Art durchgeführt werden kann und vor allem, inwiefern der Arbeiter mit kleinem und mittlerem Einkommen sich auch des Bausparens mit Erfolg bedienen kann.

Jubilare feiern

Am 18. Januar feierte die Verwaltungstelle in Gorau ihr 80-jähriges Bestehen, womit sie die Ehrung der Verbandsjubilare vernünftigt hatte. Die Festrede hielt der Bezirksleiter Kollege Wiese, der einen Rückblick auf die Entwicklung der Ortsverwaltung gab.

In dem Volkshochschulheim Schloß Sachsenburg

beginnt am 1. März wieder ein viermonatiger Frauenkurs. Es werden dort wirtschaftliche und politische Fragen vom Standpunkt des Gewerkschafters behandelt. Die Schule bietet für drei Monate Unterkunft mit Licht, Heizung und Verpflegung als Mindestpreis werden 120 M. gefordert.

Sprachrede

Beziehungswerte. Es muß schon tief in der deutschen Seele begründet sein, daß sich dieses unpräzise, schwerfällige, spitzige, langatmige und überflüssige Wort so fest bei und eingebürgert hat, beziehungsweise der Liebling des Volkes geworden ist. Seine Gebrauchswerte, wie die Ausübung einer Verwaltungsbeförderung, es rückt noch nach Altenglisch und es drückt die unerklärliche Herrschaft des Paragraphen über das wirkliche Leben aus. Es ist das häufigste deutsche Seemannswort. Noch in keinem Falle habe ich so beobachtet, daß nicht sein Fremdwort beziehungsweise Ursprungswort an seiner Stelle festgehalten worden ist — respektive. Es ist leider so gut wie verschwunden. Respektive — man hört, wie der Sprecher sich täuscht — würde heute, da die Sekunde laufend Markt kostet (für den Nichtbeamten), in seiner ganzen inneren Hohlheit erkant sein. Denn es ist Zeit- und Sprachvergeudung Verlor. Statt eines einfühligen Wortes „und“ oder eines zweifelhafte „oder“, „vielmehr“ das hier- und fünfzigbe respektive und beziehungsweise zu gebrauchten. Semper auf, daß es hinausflammt.

Die wahre Lage

Sind die Metallarbeiter besser bezahlt als vor dem Kriege?

Zwei wichtige Veröffentlichungen hat uns das Statistische Reichsamt zum Jahreschluss (in 'Wirtschaft und Statistik') befehrt. Da sind erstens Angaben über die Lebenshaltung von ungefähr 900 Arbeiterfamilien. Es befinden sich darunter recht viele, deren Einkommen weit über dem Durchschnitt eines Arbeitereinkommens steht. Nur 341 Familien haben weniger als 2500 M im Jahr. Der ganze Rest, also rund 550 Familien, steht höher, zum Teil weit höher, bis zu 4300 M. Aber dies sind alle 900 nur solche Familien, die während der ganzen Zeit (1927/28) weder durch Krankheit noch durch Arbeitslosigkeit eine Einbuße erlitten. Und doch, wie kümmerlich mußten selbst diese leben! Auch wenn wir uns auf diejenigen beschränken, die mehr als 1500 M im Jahre hatten, so war bei ihnen der durchschnittliche Verbrauch an Nahrungs- und Genussmitteln unglaublich gering. Auf jede volle Person kamen täglich an Bier ungefähr 1/3 Liter, an Schnaps nicht mehr als 0,003, das heißt drei Tausendstel Liter, an Wein etwa drei Hundertstel Liter. Wir stellen dies voran, um zu zeigen, wie ungenügender gering der Alkoholverbrauch bei den Arbeitern in Wahrheit ist. Über weiter zu den eigentlichen Nahrungsmitteln. Wir reden immer nur von denen, die mehr als 1500 M Jahreseinkommen hatten. Davon hat jede volle Person täglich verbraucht: Kartoffeln rund 400 Gramm, Brot rund 200 Gramm, Fleisch rund 170 Gramm, Butter rund 30 Gramm, anderes Fett rund 30 Gramm, Gemüse rund 130 Gramm, Milch etwa 1/2 Liter, Eier etwa jeden zweiten Tag eins.

Man vergesse nicht, daß hier Einkommen bis zu 4300 M mitgerechnet sind, deren Empfänger selbstverständlich mehr brauchen als die anderen. Erst dann macht man sich ein richtiges Bild davon, wie die große Masse der Arbeiter lebt und wie völlig unzureichend ihre Ernährung ist, selbst wenn sie das ganze Jahr über Beschäftigung haben und nicht krank sind.

Den Metallarbeitern insbesondere gilt die zweite Veröffentlichung. Sie faßt die Ergebnisse jener Erhebungen vom Oktober 1928 zusammen, die wir im einzelnen hier bereits früher besprochen haben, und fügt mancherlei hinzu. So erfahren wir denn wieder einmal, daß die Metallarbeiter in ihrer überwiegenden Mehrheit keineswegs zu denen gehören, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Ingesamt 281.900 Arbeiter der metallverarbeitenden Industrien in den verschiedensten Gegenden Deutschlands umfaßten jene statistischen Ermittlungen. (Alles Männer über 21 Jahre oder Frauen über 18 Jahre alt.) Darunter waren 236.500 Männer, und unter diesen 136.500 gelernte Facharbeiter. Auf diese wollen wir uns beschränken. Es versteht sich von selbst, daß es den anderen Metallarbeitern noch schlechter geht.

Von den Facharbeitern haben die allermeisten (93.100, über zwei Drittel) in Akkordlohn gearbeitet, nur ein knappes Drittel in Zeitlohn. Wieder fällt auf, daß die tatsächlich bezahlten Löhne höher waren als die Tarife. Im Zeitlohn belagerten die Facharbeiter fast 25 vH mehr, als der Tarif besagte, im Stücklohn 19 vH mehr. Damit verdienten sie durchschnittlich im Zeitlohn 53,60 M, im Akkord 56,10 M die Woche.

Das klingt auf den ersten Blick gar nicht so schlecht. Es gibt in der Tat viele Berufe, wo die Arbeiter weniger, sogar viel weniger verdienen. Allein, zunächst gehen von jenem Wochenverdienst die Steuern und Versicherungsbeiträge ab. Die machen, wie ebenfalls bei dieser Erhebung festgestellt wurde, fast genau 11 vH aus. Das sind bei den Zeitlohnempfängern etwa 5,90 M, bei den Akkordlöhnern 6,10 M. Es bekommen also die ersteren

nur 47,70 M, die letzteren nur 50 M in die Hand. Und da wir nun zum Beispiel von dem Direktor des Berliner Statistischen Amtes wissen, daß schon vor zwei Jahren 45 bis 50 M die Woche notwendig waren, um das nackte Leben zu fristen, so ergibt sich, daß mit all den Zuschüssen, mit der Zahlung über den Tarif, mit dem Schuß in Akkord der gelernte Facharbeiter der Metallindustrie eben gerade das erreicht, was er zum nackten Lebensbedarf haben muß. Aber nichts darüber. Erst so versteht man eine andere Zahlentafel in der amtlichen Zeitschrift, vor der man schier verblüfft stehen bleibt. Sie zeigt nämlich erstens, daß in der Metallindustrie immer noch Arbeitszeiten bis über 60 Stunden die Woche vorkommen. Immerhin sind das Ausnahmen, wenngleich viel zu häufige Ausnahmen. Aber mit dem Achtsundentag sah es im Oktober 1928 noch trübe aus. Von den 43.400 Zeitlöhnern arbeitete nur die Hälfte bis zu 48 Stunden die Woche, von den 93.100 Akkordlöhnern nur 54.000. Dabei ist noch zu bedenken, daß sich darunter viele Kurzarbeiter befanden mit 40 und weniger Arbeitsstunden die Woche bis herab zu 28.

Die übergroße Masse arbeitete zwischen 40 und 56 Stunden die Woche, also gewiß nicht zu knapp. Es waren dies bei den Zeitlöhnern 35.700 Mann, bei den Akkordlöhnern 81.300 Mann, zusammen also 117.000. Und von diesen, die also doch gewiß eine ausgewachsene Arbeitswoche schafften mußten, hat ein unglaublich großer Teil noch nicht einmal 50 M die Woche erwerben können! Mehr als 25.000 solcher Facharbeiter mit wöchentlicher Arbeitszeit von 40 bis 56 Stunden haben weniger als 50 M Brutto verdient die Woche gehabt. Das sind mehr als 21 vH der Gesamtzahl (das heißt der Gesamtzahl jener Facharbeiter, die 40 bis 56 Wochenstunden arbeiteten).

Und damit zerstört sich denn auch wieder ein anderes Märchen, das der Unternehmer gern aufzuspinnen. Der Vergleich mit der Vorkriegszeit ergibt, die bloßen Goldlöhne genommen, eine Erhöhung um 62 bis 63 vH. Wie oft erzählen uns das die Unternehmer und daß der Lebensunterhalt heute nur um 52 vH teurer sei. Also sind die Löhne 'schon' höher als vor dem Kriege. Wir wissen, was von dem berühmten Index der Lebenshaltungskosten zu halten ist. Das Statistische Reichsamt untersucht sich selbst der dankenswerten Mühe, die Goldlöhne nach demselben Index umzurechnen. Und was kommt heraus?

Wir wollen in dieser kleinen Tabelle zum Schluß alle männlichen Metallarbeiter mit aufnehmen (nicht nur die gelernten Facharbeiter), weil sie gar zu lehrreich ist. Sie steht in Nr. 24 von 'Wirtschaft und Statistik', Seite 1063.

Im Oktober 1928 betrug die Kaufkraft des Wochenlohns vor Abzug der Steuer und Versicherungsbeiträge gegen 1913/14:

Table with 3 columns: Facharbeiter, Angelernte, Hilfsarbeiter, and two columns for percentage change (+7 vH, -8 vH etc).

Schon hier zeigt sich die höchst bemerkenswerte Tatsache, daß die Schusserei im Akkord den Lohn auf die Dauer nicht erhöht, sondern gekürzt hat. Noch schlimmer nach Abzug der Steuern und Beiträge:

Table with 3 columns: Facharbeiter, Angelernte, Hilfsarbeiter, and two columns for percentage change (+3 vH, -13 vH etc).

Sämtliche im Akkord stehenden Metallarbeiter haben also heute tatsächlich weniger als vor dem Kriege.

Gesundheitsfürsorge in der Sozialversicherung

Wer die Überschrift ohne nähere Prüfung liest, dem mag sie leicht paradox erscheinen. Haben wir uns doch zu sehr an den Gedanken gewöhnt, daß die Sozialversicherung eben wegen der Gesundheitsfürsorge da ist. Das trifft auch für einen recht erheblichen Teil der Sozialversicherung zu, die Krankenversicherung zu. Bei ihr ist die Gesundheitsfürsorge, das heißt die Bekämpfung und Verhütung der Krankheiten zum Grundgedanken geworden. Aber auch die übrigen Zweige der Sozialversicherung, die verwaltungstechnisch dem mehr oder weniger zutreffenden Begriff der Rentenversicherung entsprechen, sind in immer größerem Maße zur Gesundheitsfürsorge genötigt worden. Bei allen Krankheiten geht allerdings die Fürsorge der Krankenkasse voraus, sie ist die Ursache, die sowohl bei akuten Erkrankungen, bei den sogenannten Abnutzungserkrankungen und auch bei Betriebsunfällen oder solchen des gewöhnlichen Lebens zunächst einzutreten hat. Erst nachträglich kommen die übrigen Versicherungsträger vom Standpunkt der für sie geltenden Schadenersatzberührung oder Entschädigung bei den schwereren Krankheitsformen, als welche sich auch schwere Unfallschäden darstellen, zur Geltung.

Für die Unfallversicherung ergibt sich eine sehr starke Einschränkung ihrer Krankheitsfürsorge schon aus dem Umstande, daß Unfallschäden, die innerhalb 18 Wochen zu beseitigen sind, ihre Entschädigungspraxis überhaupt nicht berühren. Dieses Merkmal steht zwar nicht in allen Fällen von vornherein zur Verfügung, aber zum Einstehen für eine Ausdehnung vornehmen, und die Grenzfälle, die nahezu bis zu 18 Wochen oder wenig darüber hinaus eine Sonderfürsorge erfordern, sind wirklich nicht so zahlreich, daß sie nicht im Rahmen des üblichen zu erledigen wären. Schon immer hatten aber die Träger der Unfallversicherung das Recht, anstelle der Krankenkassen in den schwereren Fällen die Heilfürsorge in den ersten 18 Wochen zu übernehmen. In der Versichertenzeit wurde davon nur wenig Gebrauch gemacht. Sobald aber auch bei der Unfallversicherung die notwendige Ausdehnung der Versicherung und die gesteigerte Verteuerung aller Lebensbedürfnisse eine angemessenere Entschädigungsvoraussetzung erforderte, mußte notwendigerweise auch bei ihr der rationelle Krankheitsfürsorge, das heißt Unfallschäden eine größere Bedeutung beigelegt werden. Die bloße Selbstpflicht aller Anfälle, die über 18 Wochen hinaus eine Fürsorge erfordern, hat den Krankenkassen weder eine fühlbare Entlastung gebracht, noch bei der Unfallversicherung eine starke Reizung zur Übernahme der Heilfürsorge hervorgerufen. Erst als im Einkommen der Beteiligten das Reichsversicherungsamt am 12. Oktober 1926 Bestimmungen über die Unterstützungspflicht der Krankenkassen und Unternehmer gegenüber den Trägern der Unfallversicherung erließ und am 31. Dezember 1926 das sogenannte Krankenkassenabkommen abgeschlossen war, kam in größerem Umfang die frühzeitige Heilfürsorge der Unfallversicherung in Betracht, die bis heute aber nicht landesweit durchgeführt ist.

Sowohl die 'Bestimmungen' als auch das 'Abkommen' geht davon aus, daß die Unfallverletzten frühzeitig durch die an die Krankenkassen erteilten Aufträge einem Unfallvertragsarzt vorgestellt werden und auf diesem Wege die Berufsarbeitsfähigkeit festgestellt erhält, sobald das nach ihrem Erreichten notwendige besondere Heilverfahren eingeleitet. Über den Umfang dieser Heilverfahren liegen bis jetzt Einzelheiten nicht vor; in der Statistik

findet sich die Angabe, daß gegenüber einem Aufwand von 221 Millionen Mark für Rentenleistungen für Heilverfahren 88 Millionen Mark aufgewendet wurden, vielleicht sind diese Zahlen im letzten Jahre höher.

Was nun die Angestelltenversicherung als jüngsten Zweig der Rentenversicherung anlangt, so wird von ihr, die für die eigentliche Arbeiterkassenpraxis nur von praktischer Bedeutung hat, ein Heilverfahrensaufwand von 17 Millionen Mark gegenüber einer Rentenzahlung von 108 Millionen Mark berichtet. Hier handelt es sich ausschließlich wie in der Invalidenversicherung um das sogenannte vorzulegende Heilverfahren, das deshalb etwas eingehender zu betrachten ist.

Von den Trägern der Invalidenversicherung wurden zunächst nur mit Einschränkung auf Grund gesetzlicher Änderung von 1900 an, aber in vollem Umfange die sogenannten vorzulegenden Heilverfahren übernommen werden. Nach den jetzt geltenden Bestimmungen der §§ 1269 und 1305 SGO kann ein Heilverfahren dann vom Versicherungsträger durchgeführt werden, wenn dadurch der drohenden Invalidität vorgebeugt oder die bereits bestehende Invalidität beseitigt werden kann. Weder nach der einen noch nach der anderen Vorschrift besteht ein klares Recht der Versicherten auf die Gewährung der Heilverfahren, weshalb dem freien Ermessen der einzelnen Landesversicherungsanstalten ein außerordentlich großer Spielraum gelassen ist.

Die Träger der Invalidenversicherung verwendeten im Jahre 1928 für die Gesundheitsfürsorge insgesamt 92.113.154 M; es entfielen aber zum Beispiel auf die Reichsinvalidenkassen weitere 6,8 Millionen Mark und auf die Reichsbahninvalidenkasse I (Potsdam) 2,4 Millionen Mark. Bei der Unterteilung ergibt sich, daß das eigentliche Heilverfahren 78,7 Millionen Mark, die Invalidenhauptpflege 1,2 Millionen Mark, die Waisenhauspflege 0,5 Millionen Mark, das erhöhte Hausgeld bei Heilverfahren 2,6 Millionen Mark und die allgemeinen Maßnahmen des § 1274 SGO weitere 18 Millionen Mark erforderten.

Aus dieser Unterteilung ergibt sich schon, daß in der Invalidenversicherung sich die Gesundheitspflege nicht mit den Heilverfahren erschöpft. Die erwähnten allgemeinen Maßnahmen ermöglichen eine Fürsorge, die den Voraussetzungen der Heilverfahren nicht zu entsprechen braucht. Hierunter fallen die Bekämpfung der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten und des Alkoholmißbrauchs, ferner die besondere Fürsorge für die Angehörigen des Versicherten. Vom Gesamtumfang sind allein 9,7 Mill. M. im Kampf gegen die Tuberkulose, 1,9 Mill. M. gegen die Geschlechtskrankheiten und für Kinderfürsorge 8,8 Mill. M. verwendet. Diesen Aufwand tragen die 222 und die übrigen Kosten der Invalidenversicherung allein.

Nur verwaltungsmäßig ist aber noch anzufügen, was auf dem Gebiete der Kleinwohnungs- und Heilfürsorge durch die zusammenfassende Finanzkraft der Versicherungs- und Arbeitgeber geleistet wurde. Am 31. Dezember 1928 waren 210 Mill. M. für Kleinwohnungsbau hergegeben, davon im Jahre 1928 allein rund 100 Mill. M. Dem Van von Ledigenheimen waren 21 Mill. M. für den Bau von Krankenhäusern, Invalidenheimen, Bädern, Wasserleitungen und sonstige allgemeine Wohlfahrtspflege konnten 54 Mill. M. für

eigene Heilanstalten 45 Mill. M., somit der gemeinnützigen Kapitalanlage zusammen 342 Mill. M. gewidmet werden.

Am Heilverfahrensaufwand der Landesversicherungsanstalten (LVA) tragen aber die Krankenkassen einen recht beträchtlichen Teil, und zwar von 72 Mill. M. Gesamtofen rund 21 Mill. M., insbesondere für die Bekämpfung der sogenannten chronischen Krankheiten, der Tuberkulose, der Geschlechtskrankheiten, der Krebsleiden, von Sichel, Rheuma und dergleichen. Von den Krankenkassen müssen aber naturgemäß noch außerordentlich große Mittel außer den Zufüssen, die an die Invalidenversicherung gemäß § 1518 SGO bei Heilverfahren zu leisten sind, aufgebracht werden. Und darin kommt auch zum Ausdruck, wenn von der Krankenkasse als der Ursache der Sozialversicherung gesprochen wird. Ihr ist es nicht gegeben, unter engebegrenzten Voraussetzungen des besonderen Versicherungsabweiges Gesundheitsfürsorge zu treiben, sondern sie hat für ihre Versicherten bei jeder Störung des gesundheitlichen Wohlbefindens, die die Arbeitsfähigkeit beeinträchtigt, einzutreten. Das braucht nicht einmal die Arbeitsunfähigkeit zu bedeuten, denn recht viele Gesundheitsstörungen lassen sich auch ohne Arbeitsniederlegung beseitigen. Aber nach den schweren Erschütterungen der Kriegs- und Inflationszeit, unter dem Druck der Wirtschaftskrisen und der sogenannten Rationalisierung der Betriebe werden Gesundheitsstörungen offenbar viel schwerer als sonst empfunden. Nur so ist es wohl zu erklären, daß der Krankenstand seit Jahren bei allen Krankenkassen außerordentlich hoch ist. Dementsprechend sind auch die Ausgaben der Kassen so groß, daß von den Beiträgen, deren Steigerung aus wirtschaftlichen Gründen nicht unbegrenzt möglich ist, durchschnittlich 98 vH für die tatsächlichen Leistungen verwendet werden müssen und daß der gesetzlich vorgeschriebene Sicherheitsfond nur sehr selten in der erforderlichen Höhe vorhanden ist.

Jeber aufmerksamem Beobachter muß auffallen, daß die Finanzen der Kassen unter den sogenannten Sachleistungen am meisten leiden. Die Verpflichtung, ärztliche Behandlung, Arznei und sonstige Heilmittel in natura zu gewähren, auch Krankenpflege und sonstige Behandlungen zu bezahlen, hat geeignet, daß die Anforderungen hierfür nach den amtlichen Statistiken weit über die Beiträge hinausgehen, die für Krankengelder, Haus- und Taschengeld sowie für Sterbegeld verwendet werden. Während für Sachleistungen 1927 die Summe von 749 Mill. M. erreicht wurde, ist die Höhe der baren Zahlungen 688 Mill. M. gewesen. Die Krankenversicherung ist also überwiegend zum Träger der praktischen Gesundheitsfürsorge geworden und nicht mehr die Quelle, aus der nach landläufiger Ansicht der Kranke versichert im Krankheitsfall den Ausgleich des verlorenen Arbeitsverdienstes zu erwarten hat. Aber die feilberige Gesundheitsfürsorge hinaus weisen aber die vorerwähnten Nationalen herausgebrachten Reichsrichtlinien über die Gesundheitsfürsorge in der versicherten Bevölkerung den Trägern der Sozialversicherung, insbesondere den Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten neue Aufgaben zu. H. Fette.

Die Millionenklage der Metallindustriellen wieder abgewiesen!

Die Klage der Metallindustriellen des Bezirks Dresden gegen den DWS und seinen Bezirksleiter Zeißgäber wurde auch von dem Landesarbeitsgericht zurückgewiesen. Die Unternehmer machen mit dieser Klage, wie schon im Nr. 30, 1928 der MZ dargelegt wurde, eine Schadenersatzforderung von 2.289.966 M geltend, die angeblich während des Arbeitszeitkampfes in den sächsischen Gürtelbetrieben Anfang 1928 wegen Verletzung der Friedenspflicht durch die Verbandsleitung begründet sein soll. Das Arbeitsgericht in Dresden hat bereits durch Urteil vom 5. September 1929 die Klage in vollem Umfang abgewiesen. Gegen das abweisende Urteil legten die Unternehmer beim Landesarbeitsgericht Dresden Berufung ein, über die an drei Tagen, am 20. November und 20. Dezember 1929 und schließlich am 20. Januar 1930 verhandelt wurde. Mit aller Kraft versuchten die Unternehmer, ihre Forderung in der Berufungsinstanz zur Anerkennung zu bringen. Zu ihren Syndikats, den Rechtsanwälfen Dr. Ritzsch und Horn, hatten die Industriellen nun noch den Rechtsanwalt Schöppen, Düsseldorf, den Unternehmeranwalt im Auftrage herangezogen. Mit der Vertretung uneres Verbandes und seines Bezirksleiters waren der Rechtsanwalt Dr. Bränkel mit dem Kollegen O. Eichler (Dürrenberg) und A. Schille (Dresden) betraut. In einer umfangreichen Beweishebung versuchten die gewerlichen Rechtsanwälfen durch ein starkes Zeugenaufgebot zu beweisen, daß die Bezirksleitungen des DWS nicht berechtigt seien, selbständig Tarifverträge abzuschließen. Tarifverträge sei bei solchen Verträgen immer der Gesamtverband, andererseits liege in dem Verhalten der Verbandsleitung, insbesondere in der Unterstützungszahlung an die am Kampfe beteiligten Arbeiter Tarifverträge, der zur Schadenersatzleistung verpflichtet. Dagegen brachten die von uns als Zeugen benannten Verbandsfunktionäre zum Ausdruck, daß von der Verbandsleitung alles getan worden sei, um einen Kampf zu verhindern.

Am 28. Januar erfolgte nun die Verkündung des Urteils. Auch das Landesarbeitsgericht kommt in vollem Umfang zur Abweisung der Klage.

Aus der zunächst nur kurz mündlich gegebenen Begründung ist zu entnehmen, daß durch das Urteil die Frage der Tarifschließung der Bezirksleitungen voll bestätigt wird; die Passivlegitimation des Gesamtverbandes wird in Anlehnung an die Rechtsprechung des Reichsgerichts und des Reichsarbeitsgerichts abschließend festgestellt.

Die Saffung des Bezirksleiters Zeißgäbers als Vertreter der Tarifpartei bei dem Zustandekommen des Frankfurter Vertrags als Grund des verbindlich erklärten Schiedspruches wird nach den Bestimmungen des § 54 Abs. 2 SGO bejaht. Die erste Instanz, das Arbeitsgericht hatte diese Frage gegenständig entschieden. Auch diese in der Unterstützungsanzahlung in voller Höhe der Streikunterstützung an die anliegenden Arbeiter, die wegen Fernlegung der Sonntagarbeit und der 9. Stunde Mehrarbeit entlassen wurden, eine Verletzung der Friedenspflicht. Dagegen könne der beklagte Tarifpartei nicht unterstellt werden, an die von der Unterstützung betroffenen Arbeiter Unterstützung in voller Höhe zu zahlen. Aber trotz der Unterstützungsanzahlung an alle Arbeiter fehle die Kaufkraft zwischen Tarifverträgen und dem geltend gemachten Schaden. Dieser sei nur dadurch entstanden, daß die Unternehmer nach der Rigierung eines bestimmten Teiles der Arbeiter die sämtlichen Werke durch die Ausbesserung stilllegen lassen, ohne vorher noch einmal mit der beklagten Partei in Verbindung zu treten. Der Schaden sei also durch eigene Verschulden entstanden. Der Klagenanspruch war demnach als unbegründet kostenpflichtig abzuweisen.

Mit dieser Entscheidung des LWS ist nun zum zweiten Male der Angriff der sächsischen Metallindustriellen auf das Vermögen des DWS abgewehrt. Es bleibt immer noch abzuwarten, ob der Angriff zum dritten Male, beim Reichsarbeitsgericht unternommen wird. Bei dem so oft sekundären Vermögensverlust der Unternehmer gegen die Gewerkschaften muß damit gerechnet werden.

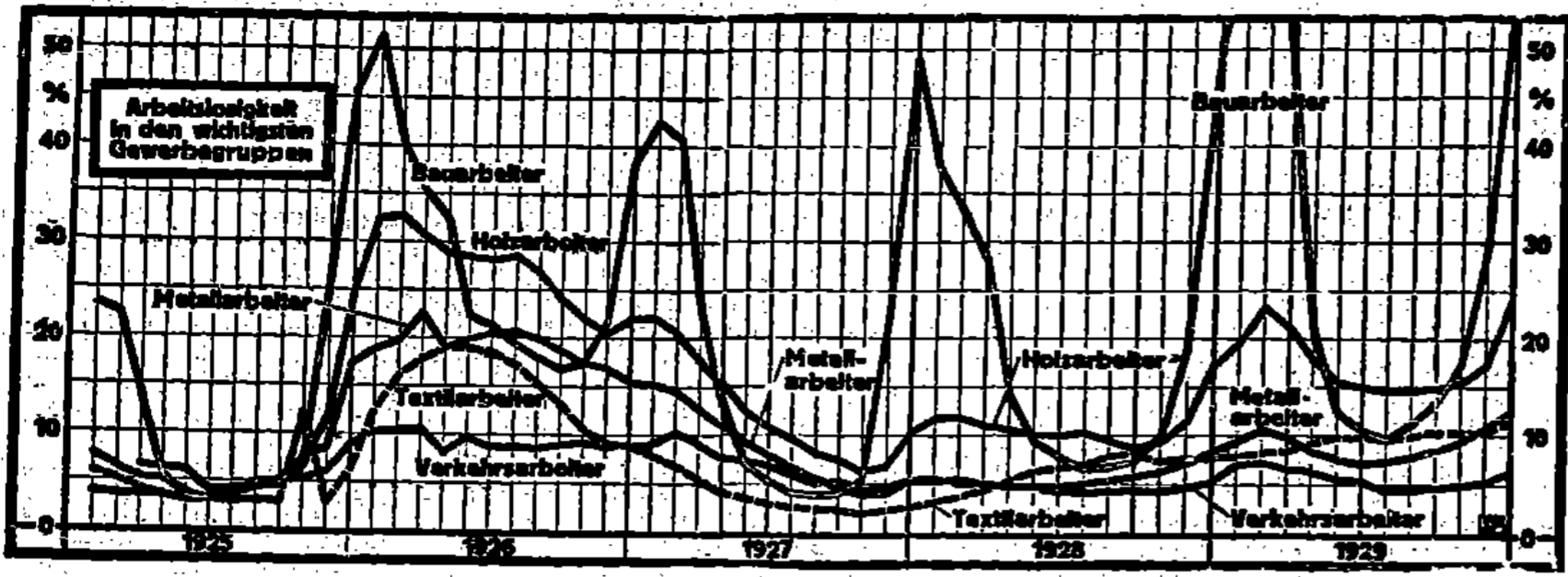
Schriftenschau

Der Rärchenbaum der Welt. Rund um den Äquator und von Pol zu Pol breitet der 'Rärchenbaum' seine Zweige. Wo Menschen sind, sind auch Sagen und Märchen. In dem vorliegenden Buche hat Rita Teuber vieles von dem, was sie sonst so gut zu erzählen weiß, auf Papier gebracht. Maria Braun hat Bilder, die der kindlichen Bände entsprechen, dazu gezeichnet, und die Büchergilde Gutenberg hat das schöne Werk in einem schmunzlichen Gewande herausgegeben. Die Herausgeberin war bemüht, diejenigen Städte zusammenzustellen und für die Jugend zu bearbeiten, die auch das Geschlecht des zwanzigsten Jahrhunderts noch zu fesseln vermögen, weil ihre Motive rein menschlicher Natur sind oder ihr sozialer Einschlag auch unsere Zeit berührt. Solche Bücher braucht das Arbeiterkind! Und wenn ihm ein Buch wie dies für drei Reichsmark geboten wird, lohnt es sich schon, Mitglied der Büchergilde Gutenberg (Berlin SW 61) zu werden.

Die Arbeitslosigkeit in den wichtigsten Berufen

Bekanntlich hat in diesem Winter die Arbeitslosigkeit im ganzen bereits ungefähr den Stand erreicht, wie um die gleiche Zeit des vorigen Jahres, obwohl der milde Winter in diesem Jahre zweifellos an sich günstigere Arbeitsmöglichkeiten bietet als der vorige.

höheren Stand als Ende 1928, sondern es ist besonders auffällig, daß die Arbeitslosigkeitskurve der Holzarbeiter seit Ende 1927 fast beständig ansteigt. Besonders stark angestiegen ist ferner namentlich im Laufe des



Es ist ganz charakteristisch, daß gerade in den „saisonbedingten“ Berufen die Arbeitslosigkeit in diesem Jahre ganz wesentlich höher ist als im vorigen.

Namentlich bei den Bauarbeitern kommt das zur Geltung, wo die Arbeitslosenzahlen Ende Dezember bereits auf 58,1% der Gewerkschaftsmittelglieder gestiegen war. Die Spitze dieser Kurve ist noch nicht abzusehen.

In ähnlicher Weise saisonbedingt ist die Gruppe der Holzarbeiter. Hier hat nicht nur die Arbeitslosigkeit einen viel

lehten Halbjahres die Arbeitslosigkeit bei den Metallarbeitern; die Kurve läßt den besonders ungünstigen Beschäftigungsgrad der Maschinen- und Metallindustrie erkennen.

In der Textilindustrie war die Arbeitslosigkeit im Laufe des letzten Halbjahres verhältnismäßig wenig gestiegen im Zusammenhang mit einer geringen Besserung des Auftragseinganges; im Dezember hat dagegen auch hier die Arbeitslosigkeit stark zugenommen.

Schriftenschau

Werbelt. Schlichter sollen den in der Sozialpolitik, im Arbeitsrecht und in der Arbeitsgerichtsbarkeit tätigen Arbeitern Rat erfahrener Fachleute vermitteln. Heft 8. Ratgeber für die Krankenversicherung mit den wichtigsten Bestimmungen über die Versicherungsprüfung der Versicherungsträger und das Aufgabengebiet der Kassengänge von Arthur Thann, Abteilungsleiter bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse für die Stadt Weipitz. Einzelpreis 70 A. — Heft 4: Ratgeber für die Unfallversicherung von Bürgermeister Friedrich Klees, Wächtersleben. 48 Seiten. Preis 70 A. Die Unfallversicherung hat durch das dritte Gesetz über Änderung in der Unfallversicherung und durch die zweite Verordnung über Ausdehnung der Unfallversicherung auf gewerbliche Berufstätigen eine wesentliche Ausdehnung erfahren. Um so mehr ist die vorliegende Neuauflage zu begrüßen. — Heft 5: Ratgeber für die öffentliche Fürsorge von Friedrich Klees, Bürgermeister in Wächtersleben. 48 Seiten. Preis 70 A. Der Ratgeber erfüllt das dringende Bedürfnis der Praxis nach einer gemeinverständlichen Einführung. — Heft 7: Betriebsrätegesetz mit den Ausführungsbestimmungen, Wahlordnung, Nebenregeln und den einschlägigen Verfassungsbestimmungen von Dr. Franz Goerzig. 56 Seiten. Preis 70 A. — Heft 10: Der Betriebsrat. Ratgeber über das Betriebsrätegesetz für alle Arbeitgeber und Arbeitnehmer von Fr. Klees, Bürgermeister in Wächtersleben. Preis 70 A. — Heft 20: Das Tarifvertrags- und Schlichtungswesen. Ratgeber über die Festlegung follektiver Arbeitsbedingungen für alle Arbeitnehmer und Arbeitgeber von Bürgermeister Klees. 40 Seiten. Preis 70 A. Der Verlag gewährt bei Sammelbestellungen von 10 Stück ab Preisermäßigung. Verlag Friedrich A. Werdelt, Weipitz C 1. Königsr. 26.

Note Jugendfahrten über Wien, das Land vom 2. internationalen sozialistischen Jugendkongress Juli 1929 Herausgegeben im Auftrag der Sozialistischen Jugend-Internationale bearbeitet von A. Wieringer, Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW 61, Belle-Alliance-Platz 8, Kart. 1,40 M.

Druck und Verlag Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes GutsMuths-Str. 16

Kolibri Kolibri Kolibri

Immer wieder Kolibri

Das ist das Urteil aller, die sie probierten.

Gicht und Rheuma

...ist ein...
...ist ein...
...ist ein...

...ist ein...
...ist ein...
...ist ein...

...ist ein...
...ist ein...
...ist ein...

80 Betten
...ist ein...
...ist ein...

Schmerzen
...ist ein...
...ist ein...

ENERGIE
...ist ein...
...ist ein...

Geld wie Honig
...ist ein...
...ist ein...

Gänsefedern
...ist ein...
...ist ein...

Wacholderbeersaft
...ist ein...
...ist ein...

Billige böhmische Bettfedern
...ist ein...
...ist ein...

Bilder
...ist ein...
...ist ein...

Wenn Schmerzen
Togal
Tabletten
...ist ein...
...ist ein...

Interessengemeinschaften
Konzerns und Wirtschaftverbände
im Maschinen- und Apparatebau
...ist ein...
...ist ein...

Große Ausnahmeverkauf
...ist ein...
...ist ein...